



Der Deutsche im Osten

Jahrgang 4

Mitte Juni 1941

Heft 6

Postverfandort Danzig

INHALT

Seite

Albert Forster:	Die Volkstumsfrage im Reichsgau Danzig-Westpreußen	363
Wilhelm Lössjadt:	Nationalsozialistische Volkstumspolitik	365
Max Ushkewitz:	Die Lössbau — Ein unbekanntes Land in Westpreußen	370
Carlo v. Kugelgen:	Die Heimkehr der baltendeutschen Dichtung	376
Wilhelm v. Scholz:	Die Glocke, Gedicht	379
Korfiß Holm:	Zwei wilde Jäger und ein junger Frechdachs	380
Hanns Gottschalk:	Die Mutter, Gedicht	385
Wilhelm Pleyer:	Die Geschichte von den Tulipanen	386
Wilhelm v. Scholz:	Ruhender Schwimmer, Gedicht	388
Herbert Böhme:	Ein gewonnenes Leben, Novelle (Schluß)	389
Kulturspiegel des Ostens		403
Anzeigenteil		413

Das Titelbild zeigt Danziger Fischer am Strande von Brösen.

Die Kunstdruckbeigaben des vorliegenden Hefes wurden vom Landesfremdenverkehrsverband Danzig-Westpreußen freundlichst zur Verfügung gestellt und stammen aus dessen Großfoto-Ausstellung „Der schöne Reichsgau Danzig-Westpreußen“.

Die Bildvorlagen sind von: Foto-Rose, Kunstdrucktafel I; Zocher, Kunstdrucktafel II, III; Höcherl, Kunstdrucktafel IV; Laubmeyer, Kunstdrucktafel V; Regier, Seite 361.

Die Aufnahmen auf Seite 371, 373 und 374 stellte Proj. E. Kreyser, Danzig, zur freundlichen Verfügung.

Die Mitarbeiter dieses Hefes:

Max Ushkewitz, Danzig-Oldva; Dr. Herbert Böhme, Lohham b. München; Gauleiter und Reichsstatthalter Albert Forster, Danzig; Hanns Gottschalk, zur Zeit Wehrmacht; B. H. Hirsch, Krakau; Korfiß Holm, München; Carlo v. Kugelgen, Berlin-Zehlendorf; Gauamtsleiter Wilhelm Lössjadt, Danzig; L. P. Manhold, Danzig; Wilhelm Pleyer, Reichenberg; Wolfgang Pohl, Rattowitz; Walter Reinders, Stettin; Dr. Eberhard Sarter, Königsberg; Rudolf Schimmig, Posen; Wilhelm v. Scholz, Konstanz; Dr. Kurt Schwarzer, Breslau.

Hauptschriftleiter: Dr. Detlef Krannhals, Danzig. Schriftleitung: Dr. Detlef Krannhals — Hanns Strohmenger. Verlag: „Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H., Danzig. Gesamtauflieferung: Vertriebsleitung des Gauverlages „Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H., Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12. Bezugspreise: Vierteljährlich RM. 3,50, Einzelheft RM. 1,50. Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen. Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt.

Druck: A. B. Rasemann, Danzig. Anzeigenverwaltung: „Der Deutsche im Osten“, Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12. Ruf: 225 51. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Leo Meißner, Danzig. Zur Zeit ist Anzeigenpreiskliste Nr. 3 gültig. Zuschriften nur an „Der Deutsche im Osten“, Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12.



Der Deutsche im Osten

Monatsschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 4

Mitte Juni 1941

Heft 6



Die Volkstumsfrage im Reichsgau Danzig- Westpreußen

Am 13. März 1941 hat der Reichsinnenminister eine Verordnung über die Errichtung der Deutschen Volksliste erlassen. In dieser Verordnung ist zum Ausdruck gebracht, wie in den Gauen des Ostens die Volkstumsfrage künftighin behandelt werden soll. Es erscheint notwendig, zu dieser Verordnung einiges zu sagen, damit unsere Volksgenossen einen etwas tieferen Einblick in die weitere Behandlung der Volkstumsfrage erhalten.

Der wesentliche Sinn und Zweck der Verordnung ist: es muß dafür gesorgt werden, daß kein Tropfen deutschen Blutes dem deutschen Volk verloren geht. Durch dieses aufgestellte Ziel wird zunächst die Frage aufgeworfen, ob denn überhaupt außer den als volksdeutsch anerkannten Männern und Frauen noch weitere Menschen mit deutschem Blut im Reichsgau Danzig-Westpreußen vorhanden sind. Diese Frage muß bejaht werden; die geschichtliche Entwicklung des Ostens, insbesondere aber unseres Gaues Danzig-Westpreußen, in den abgelaufenen Jahrhunderten bringt den unwiderleglichen Beweis, daß ein großer Zustrom deutschen Blutes erfolgt ist. Jeder Kenner des Ostens weiß, daß dieses Land in der Frühzeit nur von germanischen Menschen besiedelt gewesen ist. Erst als diese germanischen Stämme nach Südosten und Süden abwanderten, sind baltische und slawische Stämme aus ihrer (am Dnjepr) liegenden Heimat nach Westen vorgeedrungen und haben diese frühestens seit dem 6. Jahrhundert nach Beginn unserer Zeitrechnung menschenarm gewordenen Räume besetzt. Aber diese baltischen und slawischen Stämme haben sich nur auf einem Teil des bis dahin von Germanen bewohnt gewesenen Raumes niedergelassen. Daneben hat der Raum des heutigen Reichsgaues Danzig-Westpreußen unter einer starken Beeinflussung vom germanischen Norden her gestanden, bis dann mit der seit Mitte des 12. Jahrhunderts einsetzenden

großen deutschen Ostwanderung auch in unseren Reichsgau deutsche Menschen einwandern und damit auf einem Boden heimisch wurden, der schon einmal von germanischen Stämmen über tausend Jahre lang besiedelt und bebaut gewesen war. Diese Entwicklung erreichte ihren Höhepunkt unter dem Deutschen Ritterorden und unter den preußischen Königen, besonders Friedrich dem Großen. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß unser Reichsgau am Ende der Ordensherrschaft (1466) ein ausgesprochen deutscher Volks- und Kulturboden gewesen ist. Wie viele Menschen unserer Rasse und unseres Blutes aus allen deutschen Gauen im Laufe der vergangenen Jahrhunderte nach Westpreußen kamen, läßt sich leider zahlenmäßig nicht genau feststellen. Fest steht aber, daß im Osten viel deutsches Blut und damit deutsches Volkstum vorhanden ist. Dieses blutsmäßig vorhandene deutsche Volkstum ist leider durch die politischen Ereignisse der Vergangenheit und andere Einflüsse polonisiert worden. Einen entscheidenden Einfluß bei dieser Polonisierungspolitik hat die katholische Kirche gehabt. Die katholischen Pfarrer polnischer Nationalität haben bei Eintragung in die Kirchenbücher dem rein deutschen Familiennamen ihrer Pfarrkinder bewußt eine polnische Form gegeben, so daß man heute oft nur mit Mühe den ehemaligen deutschen Kern erkennen kann. Diese polnisch-katholischen Geistlichen haben die Ansicht verbreitet, daß ein wahrer Katholik unbedingt zum polnischen Volkstum gehöre, da der Protestantismus der Glaube der Deutschen sei. Wer katholisch war, galt auch als polnisch. Eine leider nicht festzustellende Zahl von Einwanderern männlichen und weiblichen Geschlechts aus dem Reich hat bei der Verheiratung mit hiesigen Menschen ihren evangelischen Glauben aufgegeben und ist katholisch geworden. Alle diese Menschen gingen dem deutschen Volkstum verloren.

Dieses durch polnische Namensformen unkenntlich gewordene oder überlagerte und verschüttete Deutschtum wieder auffindig zu machen und von den fremden äußeren Entstellungen zu befreien, wird nun entsprechend den Richtlinien des Reichsinnenministers unsere zukünftige wichtigste Aufgabe im Gau sein. Man kann sich denken wie viel Kleinarbeit bei dieser Feststellung geleistet werden muß. Jede Familie von der man weiß, daß sie einen deutschen Eltern- oder Großelternanteil hat, daß sie deutsche Verwandte im Altreich hat, daß ein Familienmitglied einmal evangelisch war, oder bei der sonstigen Anhaltspunkte für die deutsche Abstammung vorliegen, muß genau überprüft werden. Bei einer solchen Auslese, wie ich sie selbst im Kreise Kulm durchgeführt habe, sind von rund 1100 vorgeschriebenen Familien etwa 600 Familien ganz oder zur Hälfte deutscher Abstammung. Man kann auch bei einer Familie in vielerlei Richtung feststellen, inwieweit sich der deutsche Teil sowohl rassisch als kulturell durchgesetzt hat. Selbstverständlich ist auch entscheidend, ob die Familie selbst deutsch werden will und ob sie auf Grund ihres rassischen Erscheinungsbildes auch die Gewähr gibt, deutsch werden zu können.

Es könnte nun die Frage auftauchen, ob es nicht besser wäre, Menschen, die sich in den vergangenen Jahren nicht für ihr Deutschtum eingesetzt oder nicht zu ihrem Deutschtum bekannt haben, zu entfernen oder ins Generalgouvernement abzuschicken. Diese Maßnahme wäre neben verschiedenen unwesentlichen Gründen aus einem entscheidenden Grunde, den ich im folgenden behandeln will, vollkommen falsch. Wir können aus der polnischen Staats- und Kulturgeschichte entnehmen, daß wohl ein großer Teil der in der polnischen Vergangenheit einmal führend gewesenen Menschen deutscher Abstammung gewesen ist. Wir sind in der Lage nachzuweisen, daß die Städtebauer und sonstigen besonders auf kulturellem Gebiet tätigen Menschen Deutsche gewesen sind. Wenn man aber außerdem noch weiß, daß alle schöpferischen Taten bei den verschiedenen Völkern des europäischen Ostens aus Menschen mit nordischem oder zumindest nor-

disch sehr stark beeinflusstem Blut zurückzuführen sind, dann wird einem klar, wie richtig es ist, keine Menschen unserer Rasse und unseres Blutes in einen Landesteil abzuschicken, in dem ein Volk wohnt, das niemals wieder als selbständiger Faktor in der Welt in Erscheinung treten wird. Wir Deutsche wollen aus der Vergangenheit lernen und in der Zukunft nicht wieder dazu beitragen, daß andere Völker mit Hilfe von Führern, die deutscher Abstammung sind, dem deutschen Volk und Reich Schwierigkeiten machen. Außerdem sind wir der Auffassung, daß deutsches Blut in das Großdeutsche Reich gehört und nicht nutzlos in anderen Völkern aufgehen darf.

Die letzte Frage, die zu beantworten sein wird, ist wohl die, ob es überhaupt gelingt, die dem deutschen Volkstum in der Vergangenheit verloren gegangenen deutschen Menschen wieder ganz zurückzugewinnen. Ich behaupte: Ja. Wenn es erwiesen ist, daß der betreffende Mensch deutsches Blut in seinen Adern hat, dann ist es nur eine Frage der Führung und der Erziehung, die man einem solchen Menschen angedeihen läßt. Wenn man natürlich so verfährt, wie das in der deutschen Vergangenheit der letzten 150 Jahre in den Provinzen des Ostens gemacht worden ist, dann brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn die Menschen sehr oft keine richtigen Deutschen werden. Wir sind dazu da, aus der Vergangenheit zu lernen, die damals gemachten Fehler zu erkennen und entsprechend zu verfahren. Das heißt, wir dürfen unter keinen Umständen mehr dulden, daß in diesem Lande durch polnische Propaganda, polnische Beeinflussung, polnische Schulen, polnische Organisationen usw. die Menschen in die Arme der Polen getrieben werden. Andererseits müssen wir durch klare und zielbewusste Führung die Menschen ununterbrochen mit deutschem und nationalsozialistischem Gedankengut vertraut machen.

Wir wären keine richtigen Nationalsozialisten, wenn wir nicht den festen Glauben hätten, daß es uns gelingen wird, Menschen mit deutschem Blut durch unsere Führung und Erziehung zu begeisterten Deutschen zu machen.

Nationalsozialistische Volkstumspolitik

Durch die Wiedergewinnung alten deutschen Kulturbodens im Osten drängt eine Reihe von Problemen, die wir früher mehr oder weniger theoretisch zu erörtern hatten, zur praktischen Lösung. Die wichtigste Aufgabe ist zweifellos die Vereinigung der Volkstumsfrage. Schon lange vor dem September 1939 wurden über diese Frage manche Erwägungen angestellt und viele gut gemeinte aber meist an Schreibtischen entstandene Vorschläge wurden in Reden oder Schriften niedergelegt. Nunmehr liegen über 1¹/₂ Jahre praktischer und aktiver Volkstumsarbeit in den neuen Ostgebieten hinter uns. Manche Theorien und 100%ige Rezepte sind beiseite geschoben und vergessen. Aus nationalsozialistischer Haltung und Erkenntnis, in harter Auseinandersetzung mit den ehernen Notwendigkeiten des Lebens und mit der Bereitschaft, aus dem Leben zu lernen, ist diese Arbeit geworden. Gefühle und Vorurteile, menschliche Bindungen und Engstirnigkeit haben uns dabei manche oft unnötige Schwierigkeiten bereitet. Mehr als bei jeder anderen Frage ist es daher notwendig, grundsätzlich die Maßstäbe herauszustellen, die bei der Volkstumsarbeit im neuen deutschen Osten anzusetzen sind. Diese Maßstäbe können sich nur aus der nationalsozialistischen Weltanschauung und einer entsprechenden Haltung ergeben. Wenn man das immer wieder beachtet, versteht man auch Mißverständnisse wie Schwierigkeiten bei Menschen, die zwar guten Willens, aber keineswegs als Nationalsozialisten an diese Fragen herangehen, zu beseitigen. Einige wesentliche Punkte sind bei diesen Überlegungen folgende:

Beim Aufbau des Großdeutschen Reiches und Raumes denken wir nicht in Jahren und Jahrzehnten, sondern in Jahrhunderten. Der Führer hat früher einmal unter deutlicher Anspielung auf Kritiker und Kleingläubige erklärt, daß er nicht für das Jahr 1950 oder 2000, sondern für das Jahr 2500 arbeite. Dem-

zufolge haben wir im Osten nicht aus diesen oder jenen menschlichen bzw. sachlichen Rücksichten Augenblickslösungen anzustreben, sondern von einer weit in die Zukunft hinausgreifenden Planung auszugehen.

Tiefster Sinn und Inhalt unserer Arbeit und unseres Kampfes ist das deutsche Volk. Stets haben wir uns unserer Volksgenossen anzunehmen und selbst in die Irre gegangene Angehörige unseres Volkes zu suchen und sie wieder aufzunehmen. Der Führer hat in seinen Reden wiederholt betont, daß die Zeit endgültig vorbei sein müsse, in der deutsches Blut anderen Völkern zugute käme. Die Geschichte zeigt leider eine Fülle tragischer Fälle, in denen Deutsche für die Interessen anderer Staaten bzw. Mächte gegen ihr eigenes Volk kämpften; eine Entwicklung, die bis in die Gegenwart hineingeht. Wendell Willkie, amerikanischer Präsidentschaftskandidat und jehziger Intimus des Kriegsheherrs Roosevelt, rühmte sich bei einer kürzlichen „Botschaft an das deutsche Volk“ seiner deutschen Abstammung und betonte, daß er eigentlich Willkie heiße!

Von dieser nationalsozialistischen Grundeinstellung ist die positive Seite der Volkstumspolitik des neuen Deutschland im Osten wesentlich bestimmt. So stellte Gauleiter und Reichsstatthalter Albert Forster in seinem vorstehenden, viel beachteten Artikel „Die Volkstumsfrage im Reichsgau Danzig-Westpreußen“ mit vollem Recht die These auf: „Es muß dafür gesorgt werden, daß kein deutsches Blut dem deutschen Volk verlorengeht.“

So konnten wir uns in keiner Weise damit begnügen, die durch Haltung wie Bekenntnis ohne weiteres in Erscheinung tretenden Volksdeutschen anzuerkennen, sondern wir mußten uns im Sinne der Verordnungen des Reichsministers des Innern über die Errichtung der Deutschen Volksliste bemühen, jene Menschen deutschen Blutes zu finden, die im Laufe einer kürzeren oder längeren Entwicklung

unter den verschiedensten Einwirkungen und aus diesen oder jenen Gründen ihrem deutschen Volk mehr oder weniger entglitten bzw. im gewissen Sinne schon im polnischen Volkstum aufgegangen waren. Nach diesen deutschblütigen Menschen wird nun gesucht. Die notwendigen Ermittlungen sind im Gange. Gauleiter Forster hat sich mit alten, bewährten Mitarbeitern seit Wochen persönlich bei diesen Vorerfassungen eingesetzt. Mit Recht legt der Gauleiter größtes Gewicht darauf, daß diese Dinge auf keinen Fall in erster Linie von Aktenvorgängen her bearbeitet werden, sondern der menschliche bzw. rassische Gesamteindruck, der durch die persönliche Inaugenscheinnahme gewonnen wird, von entscheidender Bedeutung ist. Es ist klar, daß diese Arbeit bei manchen Menschen und insbesondere bei manchen unserer Volksdeutschen dann und wann falsch beurteilt wird. Niemals ist in unserer Geschichte von solch großen Gesichtspunkten ausgehend an die Lösung der Volkstumsfrage im Osten herangegangen worden. Allzu leicht wenden manche Volksgenossen in diesen Gebieten persönliche Maßstäbe bei der Beurteilung der Dinge an. Von sich ausgehend, sagen sie mit einem gewissen Recht, daß diese Menschen, die nun als Deutschblütige erfasst würden, sich früher zum polnischen Staat bekannt hätten und von ihrem angeblichen Deutschtum wenig zu spüren gewesen sei. Demgegenüber muß immer wieder betont werden, daß uns niemand die Verpflichtung abnimmt, dem deutschen Volk wieder zuzuführen, was ihm gehört. Persönliche Erwägungen müssen daher zurücktreten. Im gemeinsamen Einsatz wird und muß es uns gelingen, Menschen, die durch den starken Druck des stets im Volkstumskampf aktiven Polentums oder unter dem Einfluß der polnisch-katholischen Kirche ihr Deutschtum mehr oder weniger aufgaben, zurückzugewinnen. Ein anderer Einwand heißt, man solle sich doch Zeit lassen und mit dieser Arbeit noch einige Jahre warten. Hierauf ist zu erwidern, daß es sich ja nicht um ein Wirtschaftsproblem handelt, das nach Belieben vertagt werden kann, sondern um deutschblütige Menschen, deren wir uns annehmen müssen, wenn wir nicht

riskieren wollen, daß sie noch mehr anderen volksfremden bzw. uns feindlichen Einflüssen verfallen. Gewiß werden diese Arbeiten durch den Krieg erschwert, aber gerade der Krieg verpflichtet uns, bei der Lösung dieser Probleme wachsam und aktiv zu bleiben.

Es ist in dieser Zeitschrift wiederholt in ausführlichen Darlegungen von dem deutschen Charakter der Ostgebiete die Rede gewesen und mit Recht betont worden, daß gerade in dem Raum des heutigen Reichsgaues Danzig-Westpreußen bzw. des ehemaligen Korridorgebietes im Laufe der letzten zwei Jahrtausende sich viel deutsches Blut entfaltet hat, aber auch versichert ist. Die Gründe für diese Entwicklung sind verschiedenartig. Die starke Aktivität des Polentums im Volkstumskampf ist ebenso zu bedenken wie die oft mangelnde Verbindung der Deutschen zu den Kerngebieten ihres Volkstums im Reich. Als stärkster Faktor bei der Polonisierung Deutscher hat sich die katholische Kirche gezeigt. Die Romkirche legte seit vielen Jahrhunderten größtes Gewicht darauf, das polnische Volk besonders stark für ihre Interessen zu gewinnen, um sowohl eine machtvolle Ausgangsstellung gegenüber dem früher griechisch-katholischen bzw. heute bolschewistischen Rußland als auch gegenüber dem vorwiegend nichtkatholischen Deutschland zu haben. Diese von Rom aus dem Polentum zugedachte Mission als Bollwerk und Angriffsbasis war nur zu verwirklichen, wenn es gelang, die Interessen der katholischen Kirche zu den Zielen des Polentums zu machen. Dieses Bestreben der Romkirche wurde im Laufe der letzten Jahrhunderte immer stärker. Systematisch vertrat der Klerus für alle Lebensgebiete den Grundsatz: katholisch = polnisch. Die deutschen katholischen oder protestantischen Siedler wurden sowohl durch eine systematische Verwirrung der Begriffe als auch durch seelischen Terror, wie die beliebte Drohung mit dem Fegefeuer, zu der von der Kirche erstrebten Einheit gebracht. Hierfür ließen sich unzählige Beispiele anführen. Es sei nur auf das tragische Schicksal der „Bamberger“ verwiesen. Die Bamberger waren deutsche Bauern, die

Anfang des 18. Jahrhunderts aus Bamberg in die Gegend von Posen kamen. Ursprünglich hielten sich diese Bauern von den Polen abgefordert. Sie hatten sogar für den Unterricht ihrer Kinder eigene Schulmeister mitgebracht. Mit der Zeit trat aber eine Annäherung zwischen ihnen und den Polen auf Grund des gemeinsamen katholischen Bekenntnisses ein. Die katholischen Geistlichen in jener Gegend lehnten es ab, in der deutschen Muttersprache zu predigen oder die Beichte abzunehmen. Die Zahl der deutschen Priester wurde immer geringer. In einer Klageschrift vom Jahre 1821 heißt es u. a.: „Es scheint, als wenn wir nicht zur Kirche gehörten; nur allein in der polnischen Sprache findet man alle Andachten, in der deutschen aber ist keine ohne Geld zu haben berechtigt ... Unsere Pfarrkirche hat ehemals drei deutsche Priester gehabt, und jetzt ist keiner vorhanden, ausgenommen der Pfarrpropst. Dieser sieht sich nur um, um die Einkünfte, aber um Jesu Christi willens Seelen zu gewinnen hat er keinen Trieb.“ Zum Schluß heißt es: „Wir deutsche Katholiken sind ganz entblößt von aller Andachtsübung, es will niemand uns ohne Geld die christliche Religionsübung fortpflanzen. Was wird aus unseren Kindern werden? Vielleicht keine Christen.“ Ähnlich erging es den Bambergern hinsichtlich der Schulverhältnisse. Im wachsenden Maße waren die Lehrer Polen und die Ortschulinspektoren die polnischen Präpste. Die verhängnisvolle Schulpolitik in Preußen bzw. im Deutschen Reich im 19. Jahrhundert und die volksverräterische Einstellung des Zentrums, das keinen Deutschen wie nur den Katholiken im Osten kennen wollte, tat ein übriges, um die Bamberger wie viele andere Deutsche dem Polentum in die Arme zu treiben. Die katholische Geistlichkeit betrieb systematisch Ehen zwischen evangelischen Deutschen und katholischen Polen, wobei in den allermeisten Fällen der betreffende deutsche Ehepartner durch die polnisch-katholische Lehre schließlich dem polnischen Volkstum erlag. Selbstverständlich wurden die Kinder dann schon ganz im polnischen Sinn erzogen. Die Polin, stets die aktivste Vertreterin ihres

Volkstums, ist hier erfolgreichste Mitarbeiterin der Romkirche. Die Einheit zwischen Polentum und Katholizismus wurde gerade in den zwanzig Jahren der Existenz des polnischen Staates von 1919 bis 1939 von kirchlicher wie staatlicher Seite betont. Die Mutter Maria wurde schon immer vom Klerus als Königin Polens bezeichnet. Auf allen polnischen Regimentsfahnen sah man nach der Wiedererrichtung Polens auf der einen Seite den weißen Adler und auf der anderen das Bild der heiligen Mutter Gottes von Czestochau. Für diese Einheit der Auffassungen einige Beispiele:

In dem Buch „Polnische Priester im Kampf um die polnische Freiheit“, das im Verlage des Marianischen Instituts der Rosenkruuzler erschien, wird u. a. die Rolle der polnischen Priester in den Aufständen des 18. und 19. Jahrhunderts geschildert. Darin heißt es u. a.: „Die Feinde haben den Leib Polens gepeinigt und seine Seele unterdrückt, doch konnten sie niemals die Hoffnung auf die Wiedergeburt der polnischen Freiheit ausrotten. Dabei war stets die katholische Kirche ein Hirte, welcher diese Hoffnungen in den Herzen der Polen gehütet hat. Der Patriotismus des polnischen Volkes ist das Werk der polnischen Priester. Zuerst sprach der Priester von der Kanzel, dann wurden Volksversammlungen abgehalten, das Ende spielte sich in den Feldern und Wäldern ab. — An dem Dezember-Aufstand 1862 haben sich 212 Priester mit der Waffe in der Hand beteiligt.“

Im Schlußkapitel dieses Buches wird die politische Mission Polens in der Vorstellung der katholischen Kirche am besten dargelegt. „Polen hat im europäischen Staatensystem dieselbe Rolle wie das Herz im Körper des Menschen. Gott selbst hat das polnische Volk bestimmt mit einer großen Aufgabe betraut. Allein die geographische Lage Polens in der Mitte Europas bestimmt Polen dazu, diese Aufgabe zu erfüllen. Daran nimmt den entscheidendsten Anteil die polnische katholische Kirche. Sie hat das ganze polnische Volk vereinigt, und von ihr hat das Volk die ganze Lebenskraft bekommen. So war es schon seit jeher,

und so ist es auch heute. — Der Führer des ganzen Christentums wird im polnischen Volke geboren, damit Polen die Möglichkeit hat, seine ganzen Kräfte zu mobilisieren, um in den Reihen der Christus-Armee zum entscheidenden Kampf gegen die Mächte des Antichrist anzutreten. Das aufgeklärte und vereinigte Polen wird die Fahne des Christentums nach Osten und Westen, nach Süden und Norden bringen. Das ist die gegenwärtige Mission Polens. Das mächtige und gerechte Polen kann nur ein katholisches Polen sein. Der Aufbau des katholischen Polen kann jedoch nicht ohne Priester durchgeführt werden. Der Bund des polnischen Klerus mit den polnischen katholischen Gläubigen sichert den Triumph des Christentums nicht nur in Polen allein, sondern auch in ganz Europa.“

E. Hoyer schreibt in seinem Buch: „Der polnische Aufstand des Jahres 1863 im Lichte neuer Erfahrungen“, Berlin 1904, u. a. folgendes: „Die Klöster und Kirchen dienten in allen Orten als Waffendepots und Schlupfwinkel einzelner Personen und ganzer Banden. Im Dienste von Rußland stehende Soldaten wurden im Beichtstuhl ihres Eides entbunden. Die Errichtung der Hänge-Gendarmerie war eine Idee des Priesters Mitoszewski. Der Franziskaner Skupinski ermordete eine ihr Kind stillende Frau, die ihren sich versteckt haltenden Mann nicht verraten wollte. Der Erzbischof Selinski hat viele dieser Handlungen nicht nur geduldet, sondern indirekt gebilligt.“

Bischof Hendryk Przewdziecki in seinem Buch „Botschaften und Predigten des Priesters“ (Posen 1928): „Ohne katholische Kirche werden wir aufhören, ein polnisches Volk zu sein, sondern wieder inmitten der anderen Völker vergehen. Der Heilige Stuhl hat in der Zeit, als unsere Feinde die Heimat in drei Gebiete aufteilten, diese Teilung Polens nie anerkannt.“

Kardinal-Primas Hlond erklärte in seiner Botschaft über die christlichen Grundlagen des Staatslebens (1932) u. a.: „Inmitten des allgemeinen Zerfalls des Staates und der Krise sei du, Polen, das Beispiel eines christlichen Staates. Sei

ein würdiges Mitglied des gesamten Reiches Christi unter dem gnädigen Schutz unserer heiligen polnischen Königin und Mutter Maria.“

In der polnischen Zeitung „Słowo Pomorskie“ vom 23. 4. 1938, Nr. 93, hieß es in dem Artikel „Die Erziehungs- und Kulturarbeit der Lehrer in Pommerellen“: „...Pommerellen ist ein polnisches Fenster in die Welt. Die Lehrerschaft Großpolens, vereint im Verband der christlichen Lehre, steht unter den Fahnen des weißen Adlers und des heiligen Kreuzes. Die polnische Schule muß ihre Erziehungsideale von christlichen Lehrern und in engster Zusammenarbeit mit der katholischen Kirche aufbauen.“

Die polnischen Bischöfe haben an das polnische Volk am 26. 4. 1939 u. a. folgenden Aufruf gerichtet: „Im himmelblauen Weichselland ist der weiße Adler emporgeflogen voll Macht und Stärke. In dem neuentstandenen Polen ist der Glaube an Gott stark. Wenn es zum Kriege kommen sollte, dann wird es ein heiliger Krieg sein. Krieg für den Sieg des Kreuzes Christi über das Hakenkreuz. Die Polen haben im Laufe mehrerer Jahrhunderte noch niemals den Kampf im offenen Feld gegen die Deutschen verloren. Wir sind wieder bereit, die Tage des Ruhmes und des Sieges zu erleben.“

Welche Verblendung und systematische Verwirrung der Begriffe spricht aus diesen Beispielen, die man hundertfach erweitern könnte. Derselbe polnisch-katholische Klerus war es, der unter Anwendung aller seelischen und sonstigen Druckmittel zur Entdeutschung breiterer deutscher Schichten ansetzt bzw. die Hinausstreibung Hunderttausender von Deutschen nach 1919 betrieb. Diese Geistlichen scheuten sich dann nicht, gerade 1939 Haß und Vernichtungswillen gegenüber allen Deutschen als heilige Mission hinzustellen, und wurden dann z. T. zu tatsächlichen Mördern oder intellektuellen Urhebern fürchterlicher Grausamkeiten an unseren Volksdeutschen. Dieser Klerus lebte in Abgründen des Hasses und der Zerstörungssucht, die ihn eines Tages selber vernichten mußten.

Die Volkstumspolitik des neuen Deutschland geht von absolut geklärten



Elbing — St. Nikolaikirche

Begriffen aus. Ihre Ziele sind weder mit den Bestrebungen der katholischen noch der protestantischen Kirche verbunden, sondern sie dienen einzig und allein den Interessen des deutschen Volkes. Das bedeutet, daß wir aus der vorstehend skizzierten tragischen Entwicklung folgende Entschlüsse ziehen:

Ein polnischer Katholizismus, der immer sowohl als Tarnung wie als Inspirator des polnischen Nationalismus zu betrachten war, hat in den deutschen Ostgebieten nichts zu suchen. Man wird auch im Generalgouvernement darüber wachen, daß hier nicht unter satzsam bekannten Verdrehungen staatsgefährliche Antriebe entfaltet werden. Die Ausübung des konfessionellen Bekenntnisses bleibt hiervon unberührt. Es kann durchaus wie im übrigen Deutschen Reich im Osten ein Mensch deutsch und katholisch sein. Dieses Bekenntnis zum Katholizismus darf niemals zu Reibungen mit den Interessen seines eigenen Volkes führen. Der deutsche Katholik hat mit dem Polentum nichts zu tun. Niemand kann und darf die Mutter Maria als Königin Polens anerkennen. Alte Vorstellungen und falsche Begriffe müssen fallen. Der Geist des Polentums muß in diesen Gebieten verschwinden, gleichgültig, wie er sich tarnen möchte.

Die Lösung der Volkstumsfrage in den neuen Ostgebieten ist nicht leicht. Sie erfordert in erster Linie eine klare nationalsozialistische Einstellung von allen, die an dieser Arbeit beteiligt sind. Die Trennung der Volkstümer mit dem Ziel einer endgültigen Eindeutschung dieser Gebiete muß erfolgen, wobei bei einer solchen Trennung alles deutsche Blut, und sei es noch so tief verschüttet gewesen, zum deutschen Volk gehört. Die einzelnen Methoden und Maßnahmen einer solchen Zurückführung werden, ausgehend von den großen Erkenntnissen unserer Weltanschauung, nach Zweckmäßigkeitsgründen bestimmt sein. Die Vergangenheit ist uns eine große Lehrmeisterin bei unserer Arbeit, jedoch sind wir ihr nicht verfallen. Großdeutschland ist in seinem Wesen und in seinen Möglichkeiten etwas ganz Neues und einzigartig in der deutschen Geschichte in seiner Größe und Macht. Zum erstenmal haben

wir nicht nur ein so machtvolles Reich, in dem es keine Parteien wie etwa das Zentrum als Instrument der Romkirche gibt, sondern wir sind auch endlich ein geschlossenes Volk geworden. Diese Tatsachen bedeuten für unsere Volkstumspolitik im Osten, daß wir uns nicht mehr herumzuschlagen müssen mit Hemmungen, wie sie gerade im vorigen Jahrhundert vorhanden waren. Sie bedeutet aber auch, daß wir uns viel mehr zutrauen können und nicht dort Mauern sehen dürfen, wo nur Streichhölzer im Wege liegen. Die saugende Kraft eines geeinten deutschen Volkes, das auf dem Wege zur Weltmacht ist, läßt uns viele Probleme leichter lösen.

Über der Volkstumsarbeit im Osten stehen zwei Verpflichtungen: Die Heimführung allen deutschen Blutes und das mahnende Fanal des Bromberger Blutsonntags 1939. In den Augen mancher Menschen sind das Antithesen, in Wirklichkeit gehören sie zusammen. Wir wollen uns mit großer Geduld, Hingabe und Großzügigkeit der ersten Aufgabe widmen. Mit souveräner Gelassenheit und klarer Erkenntnis seines Wesens stehen wir aber dem Polentum gegenüber, wobei wir nie die schrecklichen Abgründe seines Charakters, die sich uns in der Neuzeit am stärksten an jenem Bromberger Blutsonntag zeigten, vergessen. Das Polentum bekommt dabei die Lebensmöglichkeiten, die ihm entsprechen.

Während polnische Heher wie Kardinal Hlond bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten vom Ausland her Erklärungen über die Wiedererstehung des katholischen Polen und die Vernichtung des Deutschtums abgeben, ist das nationalsozialistische Deutschland bereits seit September 1939 dabei, im Osten endgültige und klare Volkstumsverhältnisse zu schaffen, das Deutschtum in den alten deutschen Kulturgebieten zu stärken und zu verankern und damit diesen Raum zu befrieden. Eine jahrhundertlang systematische Zerstörungsarbeit gegenüber dem deutschen Volk im Osten hat ihr Ende gefunden. Unsere nationalsozialistische Volkstumspolitik soll und muß der Garant für eine organische deutsche Entwicklung im Osten auf weiteste Zeiträume hin sein.

Max Aschke w i t s

Die Löbau

Ein unbekanntes Land in Westpreußen

Östlich der Drewenz, zwischen der Brennitz, dem Griselausbach und dem mittelalterlichen Lande Sassen liegt eine der lieblichsten Landschaften Westpreußens — die Löbau. Betritt man vom Westen her das Land, so blickt man in ein breites Tal hinab, in dem sich die Drewenz in zahlreichen Windungen dahinzieht. Ein sanftwelliges Hügelgelände, das im Osten vom dunklen Rand der Kernsdorfer Höhen umsäumt ist, begleitet das Drewenztal, in dessen Tiefe sich kleine Städtchen mit ihren roten Ziegeldächern an alte Backsteinkirchen mit schwerem viereckigen Turm schmiegen und — wie etwa Kauernick — fast nur aus einem großen viereckigen Marktplatz mit einem schmalen Häuserbrand bestehen. Ein Zeichen dafür, daß sie einst von ihren deutschen Erbauern größer geplant waren.

Als der Deutsche Orden um 1230 seinen Fuß ins Land setzte, war die Löbau ein umstrittenes Gebiet. Die Prußen waren von Norden und Osten her ins Land eingedrungen und hatten es im Abwehrkampf gegen polnische Eroberungsbestrebungen behauptet. Gleichzeitig erhob die Kirche Ansprüche auf die Löbau. Sowohl Bischof Christian von Preußen, der seit 1215 das Christentum im Preußenlande zu verbreiten suchte, als auch der Bischof von Ploßk, dessen Diözese, das Herzogtum Masowien, im Süden an das Kulmer Land grenzte, betrachteten die Löbau als ihren Besitz. In mehrfachen Teilungen und Auseinandersetzungen zwischen diesen Mächten kam das bunte Durcheinander von bischöflichen Gebieten und Ordensbesitzungen zustande, das die Löbau im 14. und 15. Jahrhundert kennzeichnen sollte.

Orden und Bischöfe haben im 14. Jahrhundert im engen Einvernehmen miteinander eine ausgedehnte Siedlungstätigkeit in der Löbau entfaltet. Alte Dörfer wurden „umgelegt“, d. h. nach deutschrechtlichen Bestimmungen neugegründet und mit Bauern besetzt, neue Dörfer wurden zu deutschem Recht auf Rodeland angelegt. Hand in Hand mit der Anlage von Dörfern ging die Gründung von Städten. 1325 legte der Landkomtur von Kulm, Otto von Lutterberg, die Stadt Neumark an. 1326 erhielt die Stadt Löbau vom Bischof von Kulm eine Handfeste, nachdem sie schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts Stadtrechte erhalten hatte. Um dieselbe Zeit entstanden die Städte Kauernick, das sich in Anlehnung an eine dem Kulmer Domkapitel gehörende Burg entwickelte, und Lautenburg, das seinen Namen von Otto von Lutterberg herleitet, der 1320 bis 1331 Landkomtur war. 1327 erhob schließlich auch der Bischof von Ploßk die Siedlung Gorzno, die inmitten neuangelegter Zinsdörfer lag, zur Stadt.

Diese Siedlungstätigkeit brachte eine Reihe tiefgreifender Umgestaltungen und Neuerungen mit sich: deutsches Recht und deutsche Wirtschaftsformen fanden in der Löbau Eingang, die Feldfluren wurden erweitert, die Dörfer nach Art der deutschen Dörfer umgebildet oder deutsche Dorfformen eingeführt. Die inmitten der dörflichen Siedlungen angelegten Städte wurden zu Mittelpunkten des Handels und Gewerbes, in denen der Bauer seine Produkte gegen die Erzeugnisse des Handwerks und gegen fremdländische Waren eintauschen konnte. Vor allem aber war mit diesen Neuerungen und Umgestaltungen ein Zustrom von



Torbogen des bischöflichen Schlosses in Löbau

Deutschen verbunden, die in Stadt und Land die eigentlichen Träger der neuen Ordnung wurden.

Trotz der kriegerischen Verwicklungen des Deutschen Ordens mit den Polen, die eigentlich nie abriffen und die Grenzgebiete keineswegs unberührt ließen, erlebte die Löbau im 14. Jahrhundert eine ausgesprochene Blütezeit, von der noch heute die stattlichen Kirchenbauten und die Überreste der Tore und Mauern ein eindrucksvolles Zeugnis geben. Erst die schweren Kämpfe, in die der Deutsche Orden im 15. Jahrhundert mit der vereinigten Macht Polens und Litauens verwickelt wurde, sollten dieser Blüte ein Ende machen.

In der Löbau entwickelte sich der Aufmarsch zur Schlacht bei Tannenberg. Im Juli 1410 überschritten die Polen die Grenze des Ordenslandes bei Lautenburg. Das Ordensheer sammelte sich vor den Toren der Stadt Löbau. Da den Polen auf diese Weise der Weg nach

der Marienburg versperrt war, wandten sie sich nach Osten. Hier — in der nächsten Nachbarschaft der Löbau — fiel am 15. Juli die Entscheidung bei Tannenberg. Nach der Schlacht drangen die polnischen Truppen auch in die Löbau ein, und die Städte mußten polnische Besatzungen aufnehmen. Zwar wurde 1411 der Friede zu Thorn geschlossen, aber die Kämpfe rissen nicht mehr ab und zogen die grenznahe Löbau wiederholt in Mitleidenschaft.

Die Abwehr der polnischen Angriffe wurde dem Orden durch den immer größer werdenden Zwiespalt im eigenen Lande erschwert. Als Adel und Städte sich 1440 zu einem Bunde zusammenschlossen, traten dem auch die Städte Löbau und Neumark bei. Zu ihnen gesellte sich später auch die Stadt Lautenburg, und als der Bund 1454 sich offen gegen den Orden erhob, befanden sich alle drei Städte auf der Seite der Ordensfeinde. Noch aber war die mili-

türkische Kraft des Ordens stark genug, um im Felde eine Entscheidung zu seinen Gunsten zu erzwingen: in der Schlacht bei Konitz am 18. September 1454 wurde das Heer des polnischen Königs von den Ordenstruppen besiegt. Das veranlaßte die kleinen Städte, sich wieder dem Orden zuzuwenden. Schon am 24. September 1454 nahm Neumark eine Ordensbesatzung auf, Ende 1454 wurde Lautenburg von den Söldnern des Ordens besetzt; nur das bischöfliche Löbau hielt am Bunde fest, bis der Bischof von Kulm selbst 1459 zum Orden übertrat und dadurch auch die Stadt veranlaßte, seinem Beispiel zu folgen.

Trotz aller Anstrengungen und mancher Erfolge fiel die Entscheidung im Kampfe schließlich doch gegen den Orden. Im Frieden zu Thorn 1466 fand der preußische Ständestaat unter polnischer Oberhoheit seine staatsrechtliche Anerkennung.

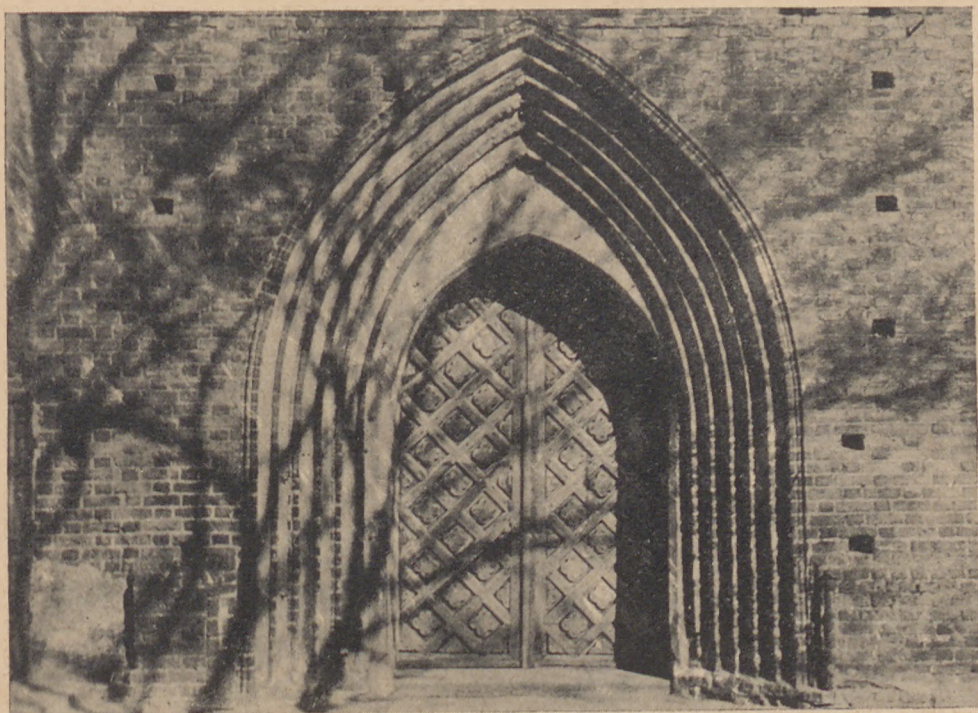
Während die Städte Löbau und Rauenick auch nach 1466 unter der unmittelbaren Herrschaft der Bischöfe von Kulm standen, brachte die polnische Herrschaft für die Städte Neumark und Lautenburg eine unangenehme Neuerung mit sich. An Stelle der Vögte und Komture, die in der Ordenszeit die Verwaltung der einzelnen Gebiete geleitet hatten und denen auch die im Ordensgebiete gelegenen Städte unterstellt waren, traten die von den polnischen Königen eingesetzten Starosten. Diese Starosten waren keineswegs nur vom Könige abhängige Beamte, da sie oft im Pfandbesitz der ihnen unterstellten Gebiete waren und hier auch meist einen ausgedehnten eigenen Grundbesitz hatten. Dadurch wurden sie in den ihrer Verwaltung unterstellten Gebieten zu völlig unabhängigen Herren, die von ihrer Machtstellung einen höchst willkürlichen und eigennützigen Gebrauch machten. Schon 1472 kam die Stadt Neumark in den Pfandbesitz des Starosten von Brattian, während Lautenburg mit seiner Umgebung sich seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als besondere Herrschaft in der Hand eines polnischen „Tenutars“ befand. Vom 16. bis 18. Jahrhundert waren beide Städte im Besitz der allmächtigen Familie Dzia-

lnski, die die Würde der Starosten von Brattian mit der Wojewodschaft von Kulm und zeitweilig auch von Pommellen zu verbinden wußte und damit eine Macht darstellten, gegen die alle Klagen und Hilfesuche beim polnischen Könige nichts fruchteten.

Unter der Willkürherrschaft der polnischen Starosten litten besonders die Städte, denn der vom Orden gefügte, organische Landesaufbau wurde durch das Eindringen dieser östlichen Latifundien- und Sinekurenwirtschaft gestört. In selbststüchtigem Gewinnstreben untergruben die Starosten den städtischen Handel, und beeinträchtigten die städtische Bierbrauerei und Branntweimbrennerei, die nach der Vernichtung des städtischen Handels im 16. Jahrhundert, abgesehen vom Ackerbau, fast die einzige Erwerbsquelle der Bürger darstellte. Ja, sie bemühten sich sogar, die Stadtbewohner auf eine Stufe mit ihren Bauern herabzudrücken, indem sie auch von ihnen Scharwerksdienste forderten. Diese verderblichen Eingriffe in das wirtschaftliche Leben wurden durch Willkürakte gegen die städtische Verwaltung begleitet. So klagte die Stadt Neumark 1626 darüber, daß der Starost Paul Dziatynski die Wahl der städtischen Beamten nicht bestätigte. Auch die städtische Gerichtsbarkeit wurde von den Starosten in jeder Weise beeinträchtigt. So verbot der Starost von Brattian Adam Willkowski am Ende des 15. Jahrhunderts dem Bürgermeister von Neumark, ohne seinen Willen zu strafen, gefangen zu setzen oder zu richten, und suchte die Appellation an das königliche Gericht zu verhindern.

Den Höhepunkt erreichte die Willkürherrschaft der Starosten in der Zeit der Gegenreformation, als die polnischen Machthaber in engster Verbindung mit der katholischen Geistlichkeit die evangelische Lehre, die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in der deutschen Bürgerschaft der Städte Eingang gefunden hatte, unterdrückten und damit zugleich auch das Deutschtum empfindlich trafen.

Zu den zahlreichen inneren Nöten unter der Herrschaft Polens gesellten sich die Kriege zwischen Polen und Schweden



Portal der Pfarrkirche in Neumark

im 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts, denen sich der polnische Erbfolgekrieg 1733—1735 und der 7jährige Krieg 1756—1763 anschlossen. Alle diese Kriege berührten auch die Lössau und haben mittelbar oder unmittelbar Land und Stadt in Mitleidenschaft gezogen, sei es durch Truppendurchmärsche und Kontributionen oder durch die mannigfachen Seuchen, die im Gefolge der Kriege auftraten.

Es war daher nur ein verwahrlostes und verkümmertes Gebiet, das Friedrich der Große 1772 wieder mit Preußen vereinigte. Friedrichs des Großen Bemühungen um die Hebung der Landeskultur Westpreußens kamen auch der Lössau zugute. Die verrottete städtische Verwaltung wurde straff geordnet und der Aufsicht des Staates unterstellt. Für den alten Schlandrian in der städtischen Verwaltung fand der König oft harte Worte; so erhielt der Lautenburger Magistrat 1783 die Weisung, eine Nach-

richt anzufertigen, mit dem ausdrücklichen Bemerken „aber nicht so konfus, wie gewöhnlich die Nachrichten vom Lautenburger Magistrat eingesandt werden.“ Anerkennend wurden die Städte angetrieben, wüst liegende Bauplätze zu bebauen, und Handwerker und Gewerbetreibende heranzuziehen. Lautenburg, um dessen Brauerei und Brennerei es schlecht bestellt war, wurde angewiesen, sich aus Berlin ordentliche Bier- und Branntweinproben kommen zu lassen. Um das Handwerk und das Gewerbe zu heben — besonders um die Tuchmacherei zu fördern, mit deren Hilfe der König die Ausfuhr nach Polen zu heben hoffte — sorgte Friedrich der Große auch in der Lössau für die Ansetzung deutscher Handwerker in den Städten. In Neumark wurden in den Jahren 1774—1786 fünf, in Kauernick drei Handwerker ange setzt, und in Lautenburg, das für die Ansetzung von Tuchmachern besonders geeignet schien, wurden bis 1781 zehn Tuch-



Ruine der Burg Kauernick

macher angefehzt; die Zahl der in der Tuchmacherei tätigen Personen ftieg hier bis zum Jahre 1798 auf 36.

Auch auf dem flachen Lande griff Friedrich der Große fcharf durch. Der kirchliche Befitz, der gerade in der Lößbau einen bedeutenden Umfang hatte, ebenfo auch die polnifchen Starofteigüter wurden als Domänen in ftaatliche Verwaltung genommen und wieder in geordneter Weife bewirtschaftet. Die Bestrebungen Friedrichs des Großen, die Lage der Bauern zu verbessern, kamen auch den Lößbauern Landleuten zugute.

Die von Friedrich dem Großen begonnene Aufbaurarbeit wurde durch die Napoleonifchen Kriege empfindlich geführt. Der Friede von Tilfit 1807 trennte die Lößbau vorübergehend von Preußen und verband fie mit dem von Napoleon gefchaffenen Herzogtum Warschau. Erst als nach dem Sturz feines Schöpfers das Warschauer Herzogtum 1815 zerfiel,

kehrte die Lößbau wieder unter die Herrfchaft Preußens zurück.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts führte die Lößbau ein Leben völlig abfeits der großen Welt. Die Verkehrsverhältnisse waren fchlecht, die nahe ruffifche Grenze bildete ein fühlbares Hindernis für den Handelsverkehr und führte nur dazu, daß in den Grenzortfchaften ein reger Schmuggelhandel getrieben wurde. Auch die Landwirtschaft fand keinen Absatz für ihre Erzeugnisse, weil die Verjandkosten nach den entfernter liegenden Städten Graudenz und Elbing den für die Waren erzielten Preis überftiegen.

Eine Änderung trat erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein, als der Oberländifche Kanal erbaut und mehrere Chauffeebauten in Angriff genommen wurden. Zwar trat in den 80-er Jahren des 19. Jahrhunderts noch einmal ein wirtschaftlicher Rückfchlag ein; als aber auch diefer überwunden war, fezte in

der Lössau ein lebhafter Aufschwung ein, der sich um die Jahrhundertwende in den Städten in einer regen Bautätigkeit und in der Anlage zahlreicher kommunaler Anstalten bemerkbar machte.

In derselben Zeit, in der die Lössau durch deutsche Schaffenskraft einen so erfreulichen Aufschwung nahm, begann das Polentum im Schutze des parlamentarischen Systems seine gegen den preussischen Staat gerichtete Wühlarbeit. Die Wiederaufrichtung des polnischen Staates 1916 entfesselte die polnische Propaganda des Polentums vollends. Schon im Frühjahr 1919 machten die Polen in Lautenburg einen Versuch, die städtische Verwaltung an sich zu reißen oder doch wenigstens den Geschäftsgang des Magistrats zu überwachen. Die Aufrichtung des polnischen Staates in den Grenzen von Versailles versetzte das Deutschtum in eine dumpfe Hoffnungslosigkeit, und als die polnischen

Truppen in den ersten Tagen des Jahres 1920 ihren Einzug in die Lössau hielten, begann auch hier eine Abwanderung ins Reich, die die Reihen der Lössauer Deutschen sehr empfindlich lichte.

Während der 20 Jahre, in denen die Lössau unter der polnischen Fremdherrschaft gestanden hat, ging das Land einem immer sichtbarer werdenden Verfall entgegen. Die Polen begnügten sich damit, das Deutschtum auszurotten, — am Lande selbst hatten sie nicht das geringste Interesse; nicht die leiseste Spur einer Aufbauarbeit hat ihre Herrschaft im Lande hinterlassen. Erst heute, wo wieder Deutsche das Schicksal des Landes bestimmen, regt sich von neuem zukunftsfrohes Schaffen, und die Aufbauarbeit kann wieder dort aufgenommen werden, wo der Deutsche Orden sie im 14. Jahrhundert begonnen und Friedrich der Große sie schon einmal nach einer polnischen Fremdherrschaft fortgesetzt hat.

Carlo von Kügelgen

Die Heimkehr der baltendeutschen Dichtung

Wenn ein Balte über baltische Dichtung spricht, wird man leicht den Argwohn liebevollen Vorurteils nicht unterdrücken können. Es ist von diesem Gesichtspunkt aus zu begrüßen, daß der Verfasser der ausgezeichneten Literaturgeschichte des Deutschtums im Auslande, Karl R. Klein, Sieberbürger Sachse und daher unvoreingenommen ist. Vom hohen Stande kenntnisreicher Gesamtübersicht nennt er bei Betrachtung der lebenden Generation die Dichtung der Balten „die künstlerisch wertvollste unter den insel-deutschen Literaturen“. Er fügt hinzu:

„Wie nämlich die baltischen Gelehrten, Kulturpolitiker und Philosophen im binnendeutschen Raum an führende Stellen aufgerückt sind, so haben auch die baltischen Dichter im deutschen Schrifttum Stellungen erobert, in denen sie vielfach mit den Besten ihrer Zeit Schulter an Schulter kämpfen. Auch an ihnen bewahrheitet sich das Wort von der Rückkehr des baltischen Schrifttums in den binnendeutschen Raum. Die Wirkungen, die zumal von den baltischen Erzählern ausgehen, denen schon Angern-Sternberg, Pantenius, Graf Reyslering den Weg in den literarischen Binnenraum der Deutschen gebahnt hatten, sind gesamtdeutsch — genau so wie gesamtdeutsch die Wirkungen der Kunstgeschichtsschreibungen Georg Dehios und der Weltanschauungslehre Alfred Rosenbergs sind oder gesamtdeutsch die Wirkungen der Theologie Adolf v. Harnacks und der politischen Tätigkeit Ewald Amendes.“

Karl Kurt Klein hat sein verdienstvolles Werk 1939, vor der Umsiedlung der Balten, herausgegeben, und doch spricht er nicht prophetisch, sondern konstatierend von der Rückkehr des baltischen Schrifttums ins Reich. Dennoch wird es als ein doppeltes Wunder bezeichnet, was die zusammengeschmolzenen Reste der in zwei Staaten aufgeteilten, einstigen baltischen Herrenschicht seit dem Weltkrieg in großer Verarmung, in rechtlicher und kultureller Bedrängnis gerade auch auf kulturellem Gebiet in Estland und Lettland

geleistet haben. Die Krönung dieser mit denkbar schwersten materiellen Opfern verbundenen auch geistigen und moralischen Leistung stellt die geschlossene Abwanderung aus der bisher leidenschaftlich verteidigten Heimat und die Aufnahme einer neuen nationalen Aufgabe im Dienst des Gesamtvolkes dar.

Aber es läßt sich nicht leugnen, daß gerade für geistige Hochleistungen in Wissenschaft, Kunst und Dichtung schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit seinen „Russifizierungstürmen“ die „Baltischen Provinzen“ ein immer schmälerer Boden wurden. Bei den engen und blutwarmen Beziehungen der geistig hochstehenden Balten zum Mutterland wurde daher dessen Anziehungskraft für das baltische Schrifttum überwältigend. Es kehrte vom Außenposten in den binnendeutschen Raum zurück. Doch war, wie Klein feststellt, die Loslösung eine räumliche, keine geistige. Der Balte wechselte wohl seinen Wohnort, nicht aber seine Art.

Überblicken wir die markantesten Köpfe der heute wirkenden baltischen Dichter, so finden wir sie fast alle — mit Ausnahme der jüngsten — nicht unter den in die Ostgaue Angefiedelten, sondern schon seit Jahrzehnten im Altreich.

Gerade die beiden ältesten unter den baltischen Erzählern fuhren freilich 1939 mit je einem der Umsiedlungsschiffe aus Reval und Riga, dem Rufe des Führers folgend, nach Deutschland. Es sind das Peter Zoega von Mantuffel (geboren 1866 in Estland) und Oskar Grosberg (geboren 1862 in Kurland). Zoega von Mantuffel ist in Deutschland besonders durch seine Heimatromane „Könige der Scholle“ und „Halbblut“ wie durch seine „Estmischen Bauerngeschichten“ bekannt geworden. Sie werden in Deutschland höher geschätzt, als bei den Landsleuten des Dichters. Dr. W. Luis hat in seinem Buch „Das Bauerntum im grenz- und volksdeutschen Roman der Gegenwart“ die „Könige der Scholle“ zur Grundlage seiner Betrachtungen über das Baltentum gemacht. — Ganz anders war Oskar Grosberg, der Senior der

baltischen Journalisten, bis zum Schluß an der „Rigaschen Rundschau“ tätig, Verfasser von „Meschwalden“ und mancher spritziger Erzählungen und Novellen mit baltischem oder russischem Lokalkolorit, im baltischen Leservolk verwurzelt. Erst das einzigartige, verklungenes baltisches Leben schildernde „Meschwalden“ hat ihm den Weg ins Reich gebahnt.

Die bekanntesten und bedeutendsten baltischen Erzähler sind schon in ihrer Jugend nach Deutschland eingewandert und haben hier zumeist schon vor dem Kriege „eine zweite Heimat“ gefunden. Das gilt von dem langjährigen Schriftleiter des „Simplizissimus“ Korfiz Holm (geb. 1872 in Riga). Seine langjährige Tätigkeit als Schriftleiter des „Simplizissimus“ zeugt ebenso wie seine hochstehenden Unterhaltungsromane für die völlige Einwurzelung des Balten im Reich. Auch der tiefblickende Verfasser übersinnlicher Tiergeschichten und okkulten Betrachtungen Manfred Ryber (geb. 1880 in Livland) zeigt in seinem Schrifttum meines Wissens keine Beziehungen zur baltischen Heimat.

Otto Freiherr von Taube (geb. 1879 in Reval) kam schon als Zehnjähriger nach Deutschland und kämpfte während des Weltkrieges als Offizier im deutschen Heer. Doch hat er sich nicht nur in seiner ersten Dichtungsperiode der Vorkriegszeit — so u. a. in seinem Roman „Die Löwenpranke“ wie in seiner jetzigen lebensnahen Dichtung mit baltischem Geschehen befaßt. Für diese Baltennähe spricht u. a. seine Novellenammlung „Baltischer Adel“, während andere Werke, wie sein Roman „Die Metzgerpost“, vom Eintauchen des Dichters in deutsches Land und Volk zeugen.

Erst nach dem letzten Kriege ist der Kurländer Herbert von Hoerner (geb. 1880) ins Reich gekommen, dessen neuerdings so beliebten Erzählungen mit Vorliebe an baltische Verhältnisse anknüpfen, wenn sie auch nach baltischer Art oft das Übersinnliche streifen („Die letzte Kugel“, „Der graue Reiter“, „Der große Baum“). — Siegfried von Vegejack (geb. 1888 in Livland) begann auch erst 1917 als Journalist seine Laufbahn im Reich. Als Verfasser mancher Unterhaltungsromane wurde er bekannt, hat

aber erst zwischen 1932 und 1934 seine große „Baltische Tragödie“ in drei zusammenhängenden Romanen geschrieben.

Ganz ins Allgemein-Deutsche und ins Allgemein-Menschliche vorgestoßen sind zwei baltische Dichter, die zu den fruchtbarsten und hervorragendsten Erzählertalenten der Gegenwart gehören: Frank Thieß (geb. 1890 in Livland) und Werner Bergengruen (geb. 1892 in Riga, Schulzeit in Reval). Thieß kam schon als Kind, Bergengruen als Jüngling ins Reich. Thieß war der meist gelesene baltische Dichter der Nachkriegszeit, die er in ihrem Verfall und ihrer Krankhaftigkeit packend schilderte, wobei wiederum ein mehrteiliges Werk, das bekannte „Jugend“, bestehend aus vier Romanen, entstand. Baltische Anklänge in ihm zu finden, ist schwer. Durch seinen baltischen Roman „Die Verdammten“ mit der Verherrlichung der Geschwisterliebe entfremdete sich Thieß endgültig der einstigen Heimat. Erst nach großen Wandlungen kommt er ihr durch sein 1937 erschienenenes Werk „Tschushima“ (Russisch-Japanischer Krieg) gegenständlich und wohl auch geistig wieder näher. — Werner Bergengruen, der meist gelesene baltische Erzähler unserer Tage ist dagegen dem Baltentum immer nahe geblieben, in wie ferne Zeiten und Länder seine Phantasie und seine Studien ihn auch führen. Eines seiner letzten Bücher, die Novellenammlung „Der Tod in Reval“ ist ganz vom Geist der alten baltischen Hansestadt erfüllt und zeigt, wie stark der Dichter historischer Romane aus der Zeit der Völkerverwanderung bis zu der der Inflation im Baltentum wurzelt.

Der Jüngste unter den in Deutschland wirkenden baltischen Erzähler ist der erfolgreiche Estländer Carl von Bremen, der als Jüngling nach dem Kriege nach Deutschland gekommen ist und sich hier mit seinen Romanen „Kinder am Meer“, „Die Schifferwiege“ u. a. einen bekannten Namen gemacht und den Literaturpreis der Stadt Berlin errungen hat.

Die bekanntesten baltischen Erzählerinnen haben Erlebnisinhalt und Ausgangspunkt ihres Schaffens im Baltentum und sind erst nachher als Verkünderinnen des Baltenschicksals ins Reich hinübergewandert. Wenn die Rigenserin Else Ber-

nwitz in ihrem Roman „Dorothea“ (1937) Kurland nicht nennt, so ist das Buch doch von baltischen deutsch-christlichen Heimatgefühlen durchtränkt. Andere Schriften, wie „die Geschichten vom Tode“, sind aus dem schweren Erleben des Baltentums der letzten Jahrzehnte geschöpft. — Mia Munier-Brobleswka hat in ihrer großangelegten Chronik in sechs Bänden „Unter dem wechselnden Mond“ (1927 bis 1931) die Geschichte des Baltentums an der Hand eines baltischen Geschlechtes geschildert. Diese literarische Vorkämpferin des Baltentums wurde zu einer des Auslandsdeutschtums und hat in ihren zahlreichen Erzählungen auch nach Siebenbürgen und ins Banat hinübergegriffen. Sie hat mit ihren flüssig geschriebenen Romanen und Novellen viel dazu beigetragen, Verständnis im deutschen Volk für baltisches Schicksal zu wecken. — Die gleichfalls in Deutschland bekannten baltischen Erzählerinnen Theophile von Bodisco und Monika Hunnius sind Verkünderinnen der baltischen Seele, gehören aber — die erste mit ihren baltischen Romanen, die zweite mit ihren zahlreichen stimmungsvollen frommen Erzählungen — einer älteren, wenn auch heute noch lebenden Generation an. Monika Hunnius, die viel in Deutschland gewesen war, starb in Riga. Theophile v. Bodisco hat von Estland aus gewirkt.

Wir können auf die viel zahlreicheren baltischen Lyriker hier nur flüchtig eingehen. Zum Teil sind es dieselben Namen: Bergengruen, v. Taube, Begeßack, Hoerner, Zoega v. Manteuffel. Der Balladendichter Otto von Schilling, der 1929 als Schriftleiter der „Deutschen Zeitung“ in Berlin starb, gehörte gleichfalls zu den im Reich eingewurzelten Balten. Der vielseitige Lyriker Paul Siegwart von Kugelgen („Der Raftlose“) ist erst nach dem Kriege nach Deutschland gekommen. Inbegriff baltischer Lyrik scheint mir die Dichterin Gertrud von den Brinken zu sein, die gleichfalls noch Krieg und Umsturz im heimatischen Kurland erlebt und erst dann die Schwere der Heimatlosigkeit in dem so baltenfremden Systemdeutschland durchgemacht hat. In zahlreichen Liedern und Balladen, am stärksten im „Heimwehbuch“, hat sie

das Schicksal der Balten mit hinreißender Kraft und schmerzlicher Innigkeit zum Ausdruck gebracht. Diesem Geschlecht fiel es schwerer, als den freiwilligen baltischen Umsiedlern vorher, eine Heimat im Reich zu finden. Mit dem Herzen blieb es der baltischen Heimat verhaftet.

Die Nachwuchsdichter nun gehören zu dem in Estland und Lettland verbliebenen baltischen Volkstum, das ganz auf den Kampf um Selbstbehauptung und Erhaltung der heimatischen Scholle eingestellt war. Je stärker gerade bei den Jüngsten die Wiedergeburt Deutschlands und der Nationalsozialismus erlebt wurden, je stärker sich die Jugend im Geiste der neuen Ideen zusammenschloß, um so leidenschaftlicher war ihr Wille, zu bleiben, das Land der Väter, ihre Sitte und Art, Glauben und Volkstum im Dienste des großen deutschen Volkes als dessen Außenposten zu verteidigen. Die Lyrik dieser Jüngsten steht unter dem Motto: Wir bleiben! Es sind zum Teil unpolitische Heimatlieder, wie die von Achim von Ackermann, oder kameradschaftliche Kampfeslieder und Vaterlandslieder, in denen sich die Dichter im Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem großen deutschen Volke stärken. Daher bedeutet die auf den Ruf des Führers vollzogene Umsiedlung in die Ostgaue des Reiches wohl eine vollständige Umstellung aller äußeren Lebensumstände und eine Preisgabe des bisherigen Mittelpunktes alles Dichtens und Kämpfens, nämlich der baltischen Heimat, aber dennoch keinen Bruch. Die Dichter der Heimat, wie Ler Schloß, Heinrich Basse, W. M. Pogge, Arved Kröger u. a. (dem deutschen Volk in der „Morgengabe“ vom BdA. nahegebracht), können auch auf dem neuen Kampfplatz, den der Führer der balten-deutschen Volksgruppe gewiesen hat, im alten Geist singen. Hier bewahrheitet sich wiederum das Wort: Ein Balte wechselt wohl seinen Wohnort, nicht aber seine Art. Sein schönes Lied „Land im Osten“ schließt Ler Schloß mit den Versen:

Nun im Frieden ruhn die Felder,
Ewig eigen deutscher Mark,
Grenzlandwache halten Wälder,
Kronenhoch und wurzelstark.

Die Glocke

Morgenleuchten, Morgenglocken,
Tages erster Blick.

Dein erwachendes Frohlocken
flattert noch zurück,

birgt sich in der Kammer Schatten
noch einmal zum Traum,
den dein Herz verloren hatte
in den Himmelsraum.

Eine Glocke klingt von ferne
- jetzt aus alter Zeit,
als wir jung im Licht der Sterne
standen bergbereit.

Hall von ungefehrten Schritten
tappt hart durch die Nacht,
eine Glocke ist talmitten
mit uns aufgewacht.

Gipfelwärts in ihrem Schwingen
stieg mein Jugendschritt -
und durch Jahre, die vergingen,
steigt sie mit.

Wilhelm von Scholz



Zwei wilde Jäger und ein junger Frechdachs

Eine Jugenderinnerung aus dem Baltensland
von Korfiz Holm

Mein Vater ging gern auf die Jagd, und seine beiden jüngeren Brüder spielten öfters, wenn er einen Rehbock oder ein paar Hasen heimbrachte, mit dem Gedanken, es ihm hierin gleichzutun. Den letzten Anstoß aber dazu gab es ihnen, daß in ihrem Schwager Schinde ein noch viel eifriger Jäger in die Familie kam. Zur Winterszeit habe ich mehr als einmal im Hofe seines Hauses ein paar von ihm geschossene riesige, brettsteif gefrorne Elche liegen sehen, die neidische Bewunderung bei seinen Mietern vom Keller bis hinauf zum vierten Stock erregten und wohl auch zu diesem Zweck hier immer erst für einige Zeit Parade lagen. Zu diesen Mietern aber gehörte auch meine Großmutter Holm, und also hatten ihre beiden damals noch nicht in den Ehestand getretenen Söhne Ugathon und Conrad häufig Gelegenheit, vom Fenster aus die letzte „Strecke“ ihres Schwagers zu bewundern. Dies aber brachte in ihnen den Entschluß zur Reise, sich ebenfalls als Jäger aufzutun.

Es mußten ja nicht gleich im Anfang Elche sein. Denn diese Tiere galten für unfreundliche Gesellen. Wenn man sie reizte, hieß es, „spickten“ sie (so nennt man das in Riga) gern mit den scharfbehauften Vorderläufen; und das Latein der Jäger wußte zu berichten, es hätte einmal ein angeschossener Elch einen Buschwächter, wie bei unszulande die Forstwärter heißen, auf diese Art so durch und durch getreten, daß ein Paar Fausthandschuhe, die der Ärmste vorn im Gürtel trug, erst wieder in seinem Rücken zum Vorschein gekommen wären. Möchte das auch erfunden sein, war es doch an-

getan, Neulingen auf der Wildbahn eine Gänsehaut zu machen. So beschloßen denn die Brüder meines Vaters, sich zunächst einmal an weniger böshafte Gattier zu üben und den grimmigen Elch erst anzugehen, wenn sie es sich zutrauen dürften, ihn schon aus sicherer Entfernung mit einem Blattschuß mausetot ins Gras zu legen.

Da bot sich denn die Entenjagd als das Nächstliegende dar. Den Sommer über lebte man nämlich in Bilderlingshof am rigaschen Strand und hatte von dort nur zwanzig Minuten Fußmarsch nach Alt-Bilderlingshof an der Kurischen Na. Und in den Rohr- und Binsendickichten dieses stattlichen Flusses und zumal auf dem mit ihm verbundenen flachen und schliffigen Babitsee wimmelte es nur so von Wasserwild.

Ein teures Vergnügen war die Jagd in meiner Heimat damals nicht: eine Jagdkarte für nur wenig Rubel gab jedermann das Recht, wo er nur wollte, außer auf privatem Grund, soviel zu schießen, wie er treffen konnte, und die Beute als sein Eigentum mit heimzunehmen.

Angesichts dessen hätte es meine beiden Onkel kleinlich gedünkt, bei der Ausrüstungsbeschaffung für den neuen Sport engherzig auf den Preis zu sehen. Im Gegenteil: was da dem einen recht war, schien dem anderen zu billig; und so wetteifernd kauften sie denn ein.

Ich werde nie vergessen, wie sie sich das erstemal, streng weidmännisch verkleidet, der staunenden Verwandtschaft zeigten. Was es da alles zu bewundern gab: üppig mit Grün besetzte Jagd-

anzüge, die vor Neuheit nach dem Schneider rochen, spitzschnäbelige Speisfartmützen, wahre Ausstellungsstücke von Lefaucheur-Drillingen, an den Eisen teilen reich mit Silber, stellenweise sogar Gold, am Holzwerk mit Perlmutter, Elfenbein und Schildpatt eingelegt, gewaltige Jagdtaschen mit noch knarrenden lohgarem Riemenzeug, Hirschfänger mit Toledo klingeln, Patronengurte und so fort. Den stärksten Eindruck aber machten die gewaltigen Wasserstiefel. Wenn die zu ihrer ganzen Länge hochgezogen waren und ich damals Zwölfjähriger mich daneben stellte, schnitt ihr oberer Rand nur wenig unter meiner Schulter ab.

Sonderbar war nur, daß dieser fachgerechte Prunk bei den zwei richtigen Jägern der Familie nichts als Heiterkeit erregte. Was meinen Onkel Conrad anbetraf, fand ich das ungerecht. Denn er, dem es in seinem sehr gepflegten Aeußeren immer nachhing, daß er seine kaufmännische Lehrzeit in dem Geschäfte eines reichen Londoner Verwandten hinter sich gebracht hatte, wirkte auch als „Rimrod“ wie aus einem englischen Herrenmodeblatt geschnitten. Hingegen konnte ich es den beiden Spöttern nicht verdenken, daß sie beim Anblick meines Onkels Agathon so heftig lachen mußten. Denn was seines Bruders Conrad kräftig männliche Erscheinung hob, wirkte an ihm nicht weniger wunderbar als auch schon der Gedanke, ein Mensch mit seinem weichen Herzen vermöchte am Totschießen unschuldiger Tiere Freude zu empfinden.

Er war der längste unter den drei Brüdern Holm, die alle wahre Enaktkinder heißen durften, und wirkte doppelt lang durch seine Dürre und Schmal schultrigkeit. Wenige Jahre nach der Zeit, von der ich hier erzähle, damals, als der noch nagelneue Pariser Eiffelturm das Tagesgespräch des Erdballs war und als der Gipfel technischen Geschmacks angesehen wurde, so daß man kleine Nachbildungen davon sogar als Uhrberlocken trug, hat man meinen Onkel Agathon in Riga deshalb allgemein den Eiffel-Holm genannt. Auf seinem langen Leibe saß ein verhältnismäßig kleiner Kopf, sein Gang schien sonderbar gestelzt — er hatte es sich als der artige Knabe, der er einst gewesen

war, wohl zu gelehrig eingeprägt, daß man beim Gehen seine Füße auswärts setzt. In seiner Jagdverpuppung erinnerte er lebhaft an den edlen Ritter Don Quixote.

Obgleich ich diesen Onkel ganz besonders liebte, nahm ich mir gegen ihn, weil er so nachsichtig und gütig war, gern mehr als gegen andere heraus. So sind nun einmal Jungen in den Flegeljahren. (Und wohl die Mehrzahl aller Menschen bleibt bis ins Greisenalter so.) Kurzum, ich faßte meinen Eindruck von dem stolzen Jäger in den Satz zusammen: „Du wirst bestimmt niemals was schießen, Onkel Agathon, weil jedes Vieh auf Erden austrakt, das dich nur von weitem sieht.“

Da lachte alles, und er selber lachte mit. Er sagte zwar: „Du frecher Bengel kriegst gleich einen Katzenkopf“, ich aber wußte ja, daß man ihn auch in nächster Nähe nicht zu fürchten brauchte.

Die beiden Neulinge im Weidwerk wären gern mit meinem Vater oder ihrem Schwager auf die Jagd gegangen, um denen wenigstens das Größte abzugucken. Sie klopfen deshalb auf den Busch, aber die alten, ausgepichteten Weidmänner, die sich nicht einmal vor Elchen fürchteten, erklärten trocken, dazu sei ihr Leben ihnen doch zu lieb.

Nun machte dies jeden der beiden Jägerdilettanten zwar nicht gegen die eignen Schießkünste, wohl aber gegen die des anderen mißtrauisch. Darum beschloßen sie, dem Wasserrild lieber als Einzelgänger nachzusteilen, und nahmen dazu jeder für sich den Einbaum des altbilderlingshöfischen Fischers Mittel Puttning und diesen selbst als Ruderer in Dienst. Er sei der rechte Mann dafür, hatte mein Onkel Ehmda ihnen gesagt, und wußte wie kein anderer mit der Entenjagd Bescheid.

Bei meinem Onkel Conrad schien sich dieser Rat auch zu bewähren: er schaffte meist, wenn er in seinen hohen Stiefeln auszog, meiner Großmutter einiges Wildgestügel in die Küche. Wie dies zusammenhing, merkte ich aber bald.

Mein guter Onkel fragte mich, ob ich ihn nicht einmal bei einem solchen Jagdausflug begleiten wolle. Wahrscheinlich

nahm er an, die guten Wünsche eines Kindes brächten Glück.

Na, ob ich wollte! Gilt es, bei so was mitzutun, scheut ein Zwölfjähriger nicht einmal den Tod. Was aber mußte ich erleben?

Als mein Onkel auf die zwei ersten Enten, die der „Bootskerl“ ihm an diesem Tage wies, mit seinen beiden Schrotläufen pudelte, hatte auf einmal Puttning selber ein Schießisen an der Backe. Piff, paff — die beiden großen Vögel platzten zehn, zwölf Faden vor uns schwer wie Steine in die Na. Der glückliche Schütze barg seine Flinte wieder unter einem Haufen Rehrwerk auf dem Boden seines Rahns und wriggte diesen auf die Stelle zu, wo seine Beute am Rande eines Binsestreifens eingefallen war. Weil dort nur eine Ente in dem schmudloseren Federkleid des Weibchens auf dem Rücken schwamm, behauptete mein Onkel dreist, der Fischer hätte sich getäuscht, als er sich damit dick tat, alle zwei erwischt zu haben.

Der wackere Puttning aber grinste nur, daß man sein ganzes Zahnfleisch sah, und spähte ruhig forschend über den Bootsrand in die Tiefe. Dann plötzlich streifte er den einen Hemdärmel bis zur Achsel hoch, griff über Bord, daß wir beinah gekentert wären, zog an einem Fuße auch den prächtiger gefärbten, grüntöpfigen Erpel aus dem Wasser, der sich im Sterben auf dem Grunde festgebissen hatte, und warf ihn neben seine tote Frau.

Nun lenkte er zunächst den Rahn vorsichtig in die Binsen, um sein Gewehr dort frisch zu laden. Dies brauchte seine Zeit und mußte gut gedeckt geschehen, da es sich um einen Vorderlader von ehrwürdigem Alter handelte. Er sah elend verrostet aus, seinen geplatzten Kolben hielt ein Bindfaden nur notdürftig zusammen, treffen aber konnte damit wenigstens Mittel Puttning wesentlich besser als mein Onkel mit seinem fabelhaften Lesfauteur. Am gleichen Vormittag schoß dieser noch sechs, sieben Löcher in die Luft, jener aber weitere drei Enten, wofür er ein Trinkgeld erhielt, um das man die fünf Vögel leicht bei einem Wildprethändler hätte kaufen können.

Nun lag es meinem Onkel sehr daran, daß ich nicht etwa vor der übrigen Familie den Schleier vom Geheimnis seiner Jagderfolge zöge. Er suchte es mir weizumachen, daß sonst alles stets mit rechten Dingen zugegangen wäre — nur heute hätte sein Drilling irgendwie versagt. Von Puttnings Rolle bei der Sache dürften wir mit keinem Menschen reden, sonst gäbe das sofort Geschwätz und kämen wir dadurch wegen Begünstigung von Wilddieberei in Angelegenheiten und womöglich ins Gefängnis.

Zunächst bestach er mich — sparsam genug, fand ich — mit einer Handvoll Zigaretten, traute mir aber trotzdem noch nicht und kam so auf den glorreichen Gedanken, mich als Mitschuldigen mundtot zu bekommen. Wenn ich dicht hielte, wollte er zu Hause sagen, er hätte spazeshalber mich auch einmal schießen lassen, und die eine der fünf Enten sei von mir erlegt.

Konnte die Wahrheitsliebe eines Knaben da noch widerstehen! Wir bohrten unsere Blicke ineinander und gaben uns die Hand: „Ein Schuß auf ewig, wer etwas verrät!“

Die Wirkung unseres Berichts daheim entsprach nicht ganz unseren Erwartungen. Meine Großmutter pochte, wie man in Riga sagt, den jüngsten ihrer Söhne heftig aus, weil er das Leben ihres damals einzigen Enkels leichtfertig aufs Spiel gesetzt und ein „unschuldiges Kind“ zum Wildern angestiftet hätte. Auch ich bekam mein Teil von ihr, heimlich aber war sie stolz auf meinen Meisterschuß.

Und das war ich merkwürdigerweise auch: ich rühmte mich seiner mit erheuchelter Bescheidenheit („Was ist denn groß dabei! Das kann doch jeder.“) so ausdauernd, daß ich zum Schluß fast selbst an unser Märchen glaubte.

Nun hat es mich, wie meinen Onkel Conrad, die wir uns in dieser Hinsicht ziemlich glichen, oft genug gekitzelt, unser Wort zu brechen und des andern Jägerimbus zu zerstören. Aber jeder dachte immer noch zu rechter Zeit an sich. So lernten wir, wenns uns auch schwer fiel, männlich schweigen, und so hat dies im Grunde unmoralische Erlebnis doch irgendwie erzieherisch auf uns gewirkt.

Auffällig war es, daß mein Onkel Agathon, der ebenfalls mit Nikkel Puttning auf die Jagd ging, stets ohne Beute wiederkam. Ob nun sein Unblick in der Tat von weitem schon erschreckend auf die Wasservögel wirkte, ob ewig alte Weiber seine Wege kreuzten, ob es an etwas anderem lag — ich weiß es nicht.

Dann aber kam der Tag, da man es ihm schon beim Eintritt in die Gartenpforte ansah: heute hat er was. Ganz so geschwollen aber wie er selber wirkte seine geräumige Jagdtasche nicht. Als erstes holte er eine richtige Kridente hervor, die allerdings recht klein und noch nicht flügge war — den Sprößling eines Paares zweifellos, das viel zu spät gebrütet hatte.

Mein Vater nahm das Tierchen in die Hand und sah es sich sachmännisch an. „Geschossen ist die nicht“, erklärte er. „Du bist wohl aus Versehen draufgetreten — davon ist sie so flach.“

„Nein, Puttning hat sie mit dem Ruder totgeschlagen“, wehrte sich Onkel Agathon. „Er sagt, so junge Enten sind besonders zart.“

„Wie Pfannkuchen“, bestätigte mein Vater ruhig. „So ähnlich aussehen wird sie gebraten auch. Und hast du sonst noch was?“

„Paar Krammetsvögel“, erwiderte mein Onkel bescheiden stolz und legte drei winzige Vöglein auf den Tisch.

„Das sind doch keine Krammetsvögel“, klang es unbarmherzig kühl zurück.

„Ja, was denn sonst?“

„Weiß nicht. Für Drosseln viel zu klein. Singvögel, die kein richtiger Jäger schießt.“

„Puttning sagt, daß es Strasden sind, und Strasden sind doch Drosseln, oder nicht? Singvögel wird er doch nicht schießen!“ lehnte sich mein Onkel auf.

„Hat er sie denn geschossen?“ fiel ich hellhörig ein.

„Nein, aber mir gezeigt. Das heißt“, stotterte der ertappte Jäger, „ich will nicht lügen: ja, er hat!“

Mein Vater grollte: „Diesem Schinder sollte man endlich mal das Handwerk legen!“

Meine Großmutter hatte unterdessen schweigend an einem Strumpf für mich gestrickt, über die Brille weg aber die

toten Vögel auf dem Tisch des öfteren vernichtend angesehen. Jetzt nahm sie das Wort: „In meine Küche kommt das nicht. Singvögel können Italiener essen! Korring, nimm sie und auch das arme Entenkind und grab sie irgendwo im Garten ein! Aber nur tief genug!“

Mein guter Onkel widersetzte sich, gekränkt bis in die Seele, das half ihm aber nichts.

So sehr sie mich verzog, so unbedingt war sie besonders ihren jüngeren Söhnen gegenüber Herr im Hause. Sie sagte abschließend: „Sei doch kein Dohjan, Agathon! Und Korring, tu, was ich dir sag!“

Nun, ich gehorchte froh bereit, in meinem jungen Jägerstolze wunderbar dadurch bestärkt, daß ein Erwachsener hierin neben mir so abgefallen war. Und das gab mir einen ganz teuflischen Gedanken ein.

Ich baute in den Jahren vereint mit meinem Vetter August Barclay de Tolly, der der treueste Gefährte meiner Spiele und Lausbubenstreiche war, in unserem Garten Sommer für Sommer eine wunderbare Kleinwelt auf, für die ich mehr Ideen, Vetter August aber die geschickteren Bastlerfinger mitbrachte. Gab man ihm ein scharfes Taschenmesser und einen Bogen Glaspapier, so machte er aus ein paar Scheiten Föhrenholz in einer Stunde ein blihsauberes, festgefugtes Bauernhaus. Das deckten wir mit Stroh und Moos, gaben ihm Fensterscheiben, die wir uns vom Glaser holten und mit feinen Papierstreifen übergitterten, kurz, strebten nach der äußersten Naturtreue. Auf diese Art entstand im Laufe der Wochen ein sehr nettes Dorf mit Häusern, Scheunen, Zäunen, Ziehbrunnen und so fort. Wir waren stolz auf unser Werk und hatten es dicht an den Straßenzaun gebaut, damit es auch die nötige Beachtung finde. Hieran fehlte es nun wirklich nicht: fast jeder, der draußen auf dem Brettersteg vorbeikam, hemmte den Schritt und drückte uns seine Bewunderung darüber aus, was seit dem letzten Mal an schlau Erdachtem neu hinzugekommen war.

Da ich dies wußte, wußte ich auch den gottgewollten Platz für die Bestattung des verschmähten Wildes: ich grub es neben unserm Dörfchen ein. Um nächsten

Vormittag hielt ich mit August Barclay Rat, wir waren uns bald klar und gingen frisch ans Werk. Er bastelte aus Holz ein fabelhaftes Kreuz, eine weibliche Spielgefährtin flocht aus den kleinen Dünenimmortellen einen dichten kleinen Kranz, ich formte über der letzten Ruhestätte der vier Vögel einen Sandhügel und bedeckte ihn mit Moos. Dann wurde der Kranz ans Kreuz gehängt und dieses am Kopfende des Grabes aufgepflanzt, an sein Fußende aber legte ich einen flachen weißen Stein, auf dem mit schwarzen Tuschebuchstaben schön deutlich stand:

Agathons Jagdbeute
Erbegräbnis.

Nun, der Erfolg entsprach ganz unseren Hoffnungen. Nach einer Viertelstunde hatten wir draußen einen kleinen Volksauflauf. Mein Onkel Agathon bemerkte ihn und kam, sich zu überzeugen, was da los sei. Als sie das sahen, drückten sich die Zaungäste merkwürdig schnell, suchten aber in sicherem Abstand doch noch etwas davon zu erhaschen, was es nun wahrscheinlich geben würde.

Mein Onkel lachte, wie es seiner lebenswürdigen Art entsprach, als er den schlechten Wit auf seine Kosten kennenlernte, doch fiel dies Lachen etwas krampfhaft aus. Man merkte, daß ihm die Geschichte peinlich war. Das hätte er nun allerdings nie zugegeben, deshalb

sagte er: „Ganz lustig, Jungens, aber macht es lieber weg! Der reformierte Pastor Iken kommt jeden Tag viermal vorbei und könnte an so einem Mißbrauch christlicher Symbole Anstoß nehmen.“

„Nun, dann zieh ich das Kreuz heraus“, erbot ich mich und tat es gleich. „Er ist wohl nicht so dumm, daß ihn das andre stört.“

Da nun Gewalt zu brauchen nicht in meines Onkels „Gaben“ lag, redete er uns gütlich zu und hatte damit bald erreicht, was er bezweckte. Denn weil er weder aufbegehrte noch befahl, war es uns selber nicht mehr recht wohl bei unserem Streich.

Zu etwas Gutem aber hat der doch geführt: mein Onkel Agathon verzichtete von Stund an auf das Nimrodspielen, und auch bei meinem Onkel Conrad schloß die Lust daran urplötzlich ein — sei's, weil er mir als Mitwiffer nicht mehr das nötige Vertrauen schenkte, sei's, weil er eingesehen hatte, daß diese Art von Jagd doch kein so billiges Vergnügen war.

Nicht ausgeschlossen ist es also, daß ich Lausbub so zum Lebensretter wurde — ich will dabei nicht gleich an Menschenleben denken und habe nicht so sehr das Wasserwild im Sinn, aber es gibt ja auf der La recht viele zahme Enten, und Rüche auf der Weide sterben auch nicht gern.



Fischerneze in Bodenwinkel

Die Mutter

Als ihr der Ostwind hart den ersten nahm,
da sagte sie: noch hab' ich ihrer zwei.

Und als die Kunde von dem zweiten kam,
da sprach sie: hatte ich nicht ihrer drei?

Doch als der dritte in die Kugel lief,
da hielt sie zitternd in der Hand den Brief
und schwieg.

Dann sah sie auf, in ihren Tränen groß,
und sprach: noch einen trage ich im Schoß.

Mit dem besiege ich den Krieg.

Johann Gottschalk

Die Geschichte von den Tulipanen

Von Wilhelm Pleyer

Geschichten mit Blumen haben meist etwasartes. Die Geschichte von den Tulipanen, die ich erzähle, hat etwas Ähes. Und dies darum:

Am einem Märzabend 1937 trat ich in Halberstadt ans Pult. Da lag ein großer Tulpenstrauch mit einem Glückwunschkärtchen zu meinem Geburtstage, den ich tatsächlich an diesem Tage hatte. Ich war erfreut, las im Widerschein der roten Tulpen meine Texte und ging schließlich mit dem Tulpenstrauch ab wie eine Konzertsängerin. Ich trug ihn wie eine Trophäe an den Ort des nachherigen gemütlichen Beisammenseins, wo dem Geburtstag noch andere, weniger lyrische Akzente aufgesetzt wurden; währenddessen prangten die Tulpen in einer großen Vase mitten auf dem Tisch.

Nun mußte ich damals noch vor Mitternacht von Halberstadt abfahren, weil ich am folgenden Tage in Tepliz-Schönau, am Verlagsort meiner Zeitschrift, den allmonatlichen Amtstag abzuhalten hatte. Ich war bereits für diesen Tag angemeldet und fuhr nun noch in der Nacht über Dresden und Bodenbach dorthin. Die sehr freundliche Gesellschaft brach mit mir auf, man trug mir sogar die Koffer und beschränkte sich darauf, mir den Tulpenstrauch ans Herz zu legen, den ich sonst wahrscheinlich in der großen Vase der Wirtleute stecken gelassen hätte. Wäre ich allein gewesen, so hätte ich vielleicht, in einem Rückfall in die Bräuche früherer Zeit, den Tulpenstrauch auf einen Zaunspieß gesteckt, unbekümmert um den Krach, den es deswegen am Morgen hinter einem der Fenster geben konnte. So aber war ich mehr als genügend umgeben und beaufsichtigt. Vielleicht hätte ich den Strauch auf einer Bank des Bahnhofes vergessen, wenn er mir nicht ebenso wie die Koffer in das

Abteil des Leipziger Zuges gebracht und ins Netz gelegt worden wäre. Nun, da lagen die Tulpen über mir, und ihr Duft hauchte zart in meinen etwas fraglichen Schlummer — was nicht schaden konnte. Aber vielleicht hätte ich die Tulpen liegen gelassen, als ich in Dresden mit zwei Koffern den Zug verließ; doch es war mir rechtzeitig eingefallen, daß ich mich für das Stündchen meines Aufenthaltes in Dresden mit einer Freundin (Freundin, bitte) verabredet hatte. Ich malte mir ohne Zurückhaltung aus, wie groß das wirken würde, wenn ich, am grauen Morgen aus dem Zuge steigend, ihr mit einem Strauch dunkelroter Tulpen entgegenträte. Aber es war da nichts entgegenzutreten. Die Freundin hatte die freilich ungeahnte Möglichkeit dieses Morgens einfach verschlafen. Etwas mürrisch band ich den Tulpenstrauch an den Griff des kleineren Koffers und bestieg den Zug nach Bodenbach.

Als ich in Bodenbach durch die tschechoslowakische Grenzkontrolle kam, wurde ich mit jener Anteilnahme empfangen, mit der man gemeiniglich liebe Bekannte empfängt, auf die man bereits gewartet hat. Mein Gepäck und ich selber wurden einer genauen Untersuchung unterzogen und schließlich auf das Polizeikommissariat gebracht. Während mein Gepäck in das Zimmer des Oberkommissars wanderte, wurde mir ein Stuhl im Vorraum des Polizeigefängnisses angewiesen. Vergebens forderte ich, wenigstens meinen Verlag in Tepliz-Schönau anrufen zu können. Ein Polizeiinspektor, der früher in Reichenberg gewesen war, schon immer von mir gehört hatte und sich nun aufrichtig freute, endlich meine persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben, versuchte zu vermitteln, aber auch dies war vergebens. So dehnte sich der lange Tag

hin. Ein Kellnerlehrling von gegenüber erfüllte meinen Wunsch nach Szegeediner Gulasch, gekochten Knödeln und einer Halben Bier. Ich ließ es mir schmecken, aber mit solchen kleinen Unnehmlichkeiten verging der geringere Teil der langen Stunden. Schließlich forderte ich sehr entschieden, dem Verlag den Grund meines Ausbleibens mitteilen zu können. Ich erhielt die Antwort, es werde über den Fall soeben mit der Polizeidirektion in Reichenberg gesprochen; entweder könne ich dann noch mit dem Abendschnellzug nach Tepliz-Schönau weiterfahren, oder ich würde in Haft gesetzt werden. Der Bescheid aus Reichenberg lautete dahin, daß mir der Reisepaß abzunehmen sei (worauf es ja hauptsächlich abgesehen war) und ich selber vorläufig auf freiem Fuß belassen werden solle. Die Mahnung zur Vorsicht vor diesem Menschen, der immer alles in die Zeitungen und sogar in die Bücher bringe, bestimmte den Oberkommissar, einen jungen Tischen, zu bemerkenswerter Höflichkeit. Er ermittelte selber die genaue Abfahrt des Schnellzuges, bemasß die Minuten zum Bahnhofe, half mir beim Einpacken, erwischte dabei von zwei Stapeln Schriften auf seinem Tisch versehentlich die weniger harmlosen und stopfte sie in meinen Koffer. Das war für mich ein Grund mehr, diese Räume mit größter Beschleunigung zu verlassen, aber es war auch schon höchste Zeit zum Zuge. In jeder Hand einen Koffer, stürzte ich fort und rannte die Stiegen hinunter. Plöblich wurde von oben gerufen: „Herrrdoktor, Herrrdoktor!“ Es war die Stimme des Polizisten, der mich vom Bahnhof abgeführt hatte. Mein erster Gedanke war: die

verwechselten Papiere! — Ich warf einen scheuen Blick empor, entschlossen, mit äußerster Geschwindigkeit um die Ecke zu kommen und mich erst wieder ohne Papiere finden zu lassen. Aber da erblickte ich droben auf dem Stiegenabsatz den Mann wie einen Genius oder Lichtengel; er hielt zwar keine Fackel in der erhobenen Rechten, dafür aber einen Tulpenstrauß, und schrie: „Herrrdoktor! Haben Sie Ihre Tulipanen vergessen!“

Nun hatte ich doch soviel Zeit, den Tulpenstrauß dankend in Empfang zu nehmen, und nun erreichte er mit mir auch gerade noch den Zug und das Abteil. Dort hing er schon etwas weß aus dem Netz, denn die Polizei hatte ihm als einem höchstwahrscheinlich irredentistischen Tulipanenstrauß keinerlei Wasser gegeben.

Und der Tulipanenstrauß wartete gedankenvoll, als ich im kleinsten Raume des Wagens einige Blätter in Atome zerriß und diese Atome durch einen gewissen Schlund in die dunkle, chaotische Nacht hinauswirbeln ließ, wo der Polizei in jeder Hinsicht viel Glück zu wünschen war.

In Tepliz-Schönau erreichte ich den Verlagsleiter, als er eben im Begriff war, sich in seine Häuslichkeit zu begeben. Ich reichte ihm die Tulipanen und sagte: „Und hier diese Tulpen für Ihre liebe Frau — sie stammen bis aus Halberstadt!“ Er nahm den Strauß lachend an und sagte: „So sehen sie aus!“ Und ich weiß heute noch nicht, ob er das „sie“ klein oder groß gesprochen hat. Jedenfalls haben mich in seinen Händen die Tulipanen endgültig verlassen.

Ruhender Schwimmer

Immer an der Spiegelgrenze
zwischen Wasser, Luft,
über abgrunddunkler Gruft
und im Himmelsglänzen

ruhend und zurückgefunken
schmiegt mein Kopf sich ein,
augenschließend vor dem Schein
und fast schlummertrunken.

Eingefogene Atmosphäre
und verdrängte Flut
tragen, säuftigend mein Blut,
wiegend meine Schwere.

Ohne Rühren meiner Glieder,
ohne Ruderstoß
in des Wassers weichem Schoß
wog' ich auf und nieder.

Tauch' ich tagab, sieh! sie heben
mich mit Freundesarm
will ich aus dem Kühl ins Warm
wieder aufwärts schweben,

ohne daß ich ihre Hände
spüre an der Haut -
Luft, die wieder mich umblaut,
Flut, die nirgends endet.

Wilhelm von Scholz

Ein gewonnenes Leben

Novelle von Herbert Böhme

Schluß.

Ich weiß es, Reimers, ich habe Zeit gehabt, ob aller Not, die sich aus dem Erlebnis dieser Stunde noch über mich drängen sollte, mein Herz zu prüfen und es zu befragen. Die Antwort blieb immer die gleiche: Es war die Stunde der Mitwisserschaft an der Schöpfung. Es war die Sternstunde meines Menschseins.

Da war mir plötzlich statt der Fanfaren der Schlacht, die ich ersehnt hatte, die ganze Süße des Alls aufgebrochen, und ich meinte, daß ich nun ihrer noch bedurft hatte, um überhaupt aus ganzer Kraft in den Kampf ziehen zu können.

O gewiß, noch immer können Sie fragen, weshalb ich danach also haderte, und mich schelten, daß ich nicht mit um so größerer Frische am nächsten Morgen vor den Kommandeur getreten bin und die Kompanie übernahm, die ich hätte an den Feind führen können. Und ich wäre dem scheinbaren Befehl, das vorgibt, uns allein beherrschen zu dürfen, untreu geworden.

Aber hören Sie nur weiter, hören Sie, ehe Sie zu Ihrem Urteil kommen, denn nun will ich Ihnen die Wahrheit über alles sagen, was Ihren Kameraden Mitbestädter anbelangt.

Mit vollen Jügen tranken wir das Leben, das ist gewiß, und es verhaftete uns der Jubel der Herzen über solchen geheimen Besitz, den wir aus diesen Augenblicken hinnahmen als das Geschenk des Allmächtigen, ihm dafür ein Leben als unseren Dank zurückzugeben.

Diese Stunde vergesse ich nie, und sie wird mir noch das Glück dieser Erde bleiben, wenn mir längst der Atem entflohen sein wird. Diese Stunde, voll des Bildnisses einer jungen Frau, am Kopf-

ende der Lagerstatt von einer einsamen Kerze beleuchtet, schwer von der Güte ihres Vergessens, mit dem sie sich ihrer Sehnsucht hingab.

Immerfort sah ich ihr Antlitz dabei geheimnisvoll Verwandlungen unterzogen. Farben flossen ineinander und vergingen, als führten sie mir auf das seltsamste die zahllosen Masken eines einzigen menschlichen Gesichtes vor Augen und keine dergestalt, daß sie mich erschreckte. Ich sah das Kind, das Mädchen, die Geliebte die Frau und auch die Mutter meines Kindes in einem Gebilde und Gott war uns gegenwärtig, daß er diesen glücklichsten Augenblick in seinem kristallinen Reich des ewigen Schöpfungstraumes segnete.

Heute weiß ich dies und kann es hinreden, als sei es schon das Selbstverständlichste in dieser Welt.

In jener Nacht aber brach der Zufall mit rauher Gewalt ein, schreckte uns aus unserem scheinbar unwirklichen Traume auf, daß uns die Tränen in die Augen kamen und Zorn und Scham zugleich unsere Herzen auseinanderrissen.

Nicht mehr und nicht weniger hatte sich ereignet — o, möchten Sie jetzt doch hell auflachen und mich einen rechten Narren schelten —, nicht mehr und nicht weniger, Reimers, als daß mit Trommeln und Paukenschlag die erste Kompanie unseres Ersatzregimentes zum Verladebahnhof marschierte, den Reigen beginnend, dem auch ich mich anschließen sollte. So kam die Truppe an meinem Haus vorbei. Es klang mir in unseren Traum hinein wie der Anruf eines Standgerichtes. Wir zitterten wie zwei scheue Tiere und strebten jählings auseinander, die wir doch nun zusammengehören wollten.

Und wir besannen uns unseres seltsamen Tuns nicht einmal mehr, so verwirrt waren wir von dem Lärm.

Mein Herz schlug gewaltig.

Wie oft hatte ich schon diese Stunde eronnen, hinausmarschieren zu dürfen, und ich verwünschte sie heute voll Haß, obwohl sie sich mir nur näherte, ohne mich selbst schon zu entführen. Sie erweckte mich und ich konnte mich nicht zu rechtfinden. Ich stürzte an das Fenster. Der Gesang der Männer, der Gleichschritt der Kolonne hallte noch in meinem Herzen. Zurückblieb eine aufgerissene und schmerzende Wunde.

Noch begriff ich den Zwiespalt nicht, aber die Stunde, die wir soeben beglückt gefeiert hatten in dem heißen Atem unserer Jugend, diese Stunde war vorüber. Und sie lächelte nicht mehr so, als habe ihr die Unschuld heiter den Scheitel geküßt.

Vom Schrecken verjagt war unser gewonnenes Glück. Es flatterte aufwärts zu den himmlischen Wäldern, wo noch in einsamen Zelten die Götter mit ihm Feste feiern durften. Die flüchtige Zeit der Erde stürte ihm das liebende Verweilen und umleuchtete seine Gelage, die dunkel sein müssen wie die Sprache des Blutes, um den Trauf der Ewigkeit mit den Lippen der Herzen nehen zu können und ihn zu Worten zu verwandeln.

Müßten wir Menschen uns nicht dem Tode entgegenweinen?

Dies dachte ich, als ich nach Marianne suchte, sie tröstend wieder in meine Arme zu nehmen. Ich fand die Zimmertüre offen wie einen Mund, der vom Erschrecken stehengeblieben war und nun ein beklagenswertes Ansehen bot.

Der graue Richter hob seine fahle Hand in den verkühlten Raum.

Was hast du begangen, Leutnant Mittelstädter?

Jetzt erst knöpfte ich mir meine Uniform zurecht, sie wollte mir nicht mehr passen, die Brust hatte keinen Platz, um einzuatmen, was mich befreite. Ich überdenke den letzten Augenblick, sehe vor mir wieder Mariannens errötete Augen, als habe der Himmel darin sein unheimlichstes Feuer entzündet, denn nachträglich empfinde ich es, wie Auflösung und Tumult ihr entsetzliches Spiel der Zerstö-

rung getrieben haben. Jetzt weiß ich es, sie griff noch mit ihren Händen umher, als könnte sie sich irgendwo festklammern, damit sie nicht ins Stürzen käme. Aber es war ja nichts da, woran sie sich halten konnte. Mich hatte der Ruf der Trommeln an das Fenster gelockt.

Übermals eilte ich dorthin, riß die Flügel auf und sah über die Straße. Marianne schritt schon auf dem anderen Gehweg. Voller Demütigung war ihr Gang, mehr ein Tappen und Suchen, als daß sie die Füße geradeaus aufsetzte.

O ja, wir hatten uns noch am nächsten Morgen trauen lassen wollen, wir hatten uns schon ein Heim ausgedacht. Nach dem Siege, da sollte der jubelnde Einzug gehalten werden. Wir hatten . . .

Ah, was hatten wir uns nicht erträumt und waren doch nun auseinandergerissen, schuldlos getrennt, um schuldig gesprochen zu werden.

Ich stand wie betäubt und lehnte die Stirn in würdeloser Wut an den kühnenden Griff des Fensterkreuzes. Ich begriff meine ganze Armut.

War es so groß gewesen, was ich eringen wollte, daß mir der Gott seine Gegenwart nahm und nun die Frage eines Tieres vor meiner Seele stand, diesen Augenblick voll Hohn begehend, den wir der Heiligkeit der Schöpfung zugesprochen hatten? Sollte dies mein Schicksal sein, daß mir das Glück, wo immer ich ihm begegnete, wie einem eigensinnigen Knaben, der besitzen mochte, was ihm nicht gehören durfte, mürrisch aus der schon hingestreckten Hand geschlagen wurde? Ich hatte mehr verloren, als die Welt mir jemals noch an Freuden zu bieten vermochte, und gewänne ich Marianne nicht wieder, so hatte ich vor mir selbst auch meine Ehre verloren. So nahe sind sich Segnung und Fluch in dieser Stunde. Uns war der Schatten des Fluches in die Grube des Herzens gefahren statt des erhofften strahlenden Lichtes eines fröhlichen Morgens.

Ich stand am Rande einer grenzenlosen Verzweiflung.

War aber noch alles Inwendige dabei bislang auf die Not des eigenen Herzens bezogen gewesen, so fühlte ich jetzt, als ich Marianne dahinwanken sah, den ganzen Schmerz des zerschmetternden Stur-

zes. Ich fror plötzlich, als stünde ich vor einem offenen Sarge und sollte ihm einbetten, was doch schon der Glanz meines Lebens geworden war, und was mich überhaupt erst des Opfers würdig machen sollte, das ich dem Vaterlande geben wollte.

Ich eilte ihr nach, der süße Duft ihrer bezaubernden Anmut stand noch wie ein wehmütvoller Schleier zwischen Zimmer und Flur, schon von der Kälte des einbrechenden jungen Tages herrisch zerissen.

Ich eilte ihr nach und hörte vor mir doch immer nur die Nacht ihre Schritte grausam verschlucken, sehen konnte ich sie nicht mehr. Hoch und ewig leuchtete der Mond und warf den ersten Frost klirrend in die versteinte Stadt. Die Bäume am Wege trauerten um das gefallene Laub ihres so wohnsam verträumten warmen Sommers. In jedem Strauchwerk sah ich das Antlitz des Majors, und ich jagte und jagte, Marianne als Zeuge wider seine Anklage aufzurufen, aber ich erreichte sie nicht. Was gaben mir Wolken und Bäume? Die unsichtbaren Sterne rief ich an, mir ihr Antlitz, wenn es nicht anders sein konnte, zu schenken.

Die Nacht antwortete mit einem kalten Schauer und verschloß mir so den Himmel wie mit einer eisernen Gartentür. Einsam stand und leuchtete auf Schildwache vor dem aufkommenden Tag der Komet des Krieges.

Ein großes Leben war von mir gegangen.

Nun hätte ich mich erst recht hinausmelden sollen, wäre Ihre Meinung!

Ja gewiß, Reimers, das war auch die meine, solange ich nur an mich dachte, und ich war unbesorgt um das Leben in dem Glauben an den Tod, den ich zu treffen wissen wollte.

Ganz gewiß, nun liebte ich die Schlacht, in die ich mich stürzen wollte. Ich begehrte sie, und keine ihrer Kugeln sollte zu bitter für mich sein, um ihr nicht noch entgegenzulachen. So dachte der Leutnant Mittelskädter.

Es durchfuhr mich, wie eine späte Blume der kalte Novembernebel durchschauern mag. Die Welt ging um mich zugrunde, und ich selbst konnte sie nirgendwo mehr ergreifen, so erschlafften

mir die Arme. Es war mir, als löste sie sich mit jedem Schritt von mir, und ich verwandelte mich in diesen zeitlosen Zustand hinein, nur noch ein Held meines Vaterlandes zu sein.

Aber, Reimers, wünscht sich das Vaterland wohl einen solchen Helden, enthoben dem Gefühl einer liebenden Brust und nur noch die Schlacht erfahrend wie eine bemalte Dirne, mit ihr die letzte Nacht seines Lebens zu verbuhlen? Ein armseliger Krüppel, der sich nur noch mit mühsam aufrechtem Gang in den Kampf stürzt und meint, daß dieses schutzlose Sichhingeben schon Heldentum und also des höchsten Ruhmes wert sei? O ja, täte es einer in dieser wissenlosen Lust, diesem göttlichen Gefühl der Stärke, die das Größte zu zeugen vermag, ohne sich seines Geschlechtes bewußt zu sein, ganz Knabe noch, himmelan stürmend, wir würden meinen, eine griechische Gestalt aus Homers Zeiten auferstanden zu sehen. So mögen euch Aleren einst die Jünglinge von Langemark erschienen sein, oder, waren Sie auch sogar dabei gewesen, Reimers?

Sehen Sie, vollbringt nun aber ein Mensch eine Tat aus dem Bewußtsein seines glücklosen Zuendegehens, schändet er nicht den Gott des Krieges und sich selbst?

Ich wollte nicht so sterben, so nicht, da ich nun ein Wissender und Verzweifelnder geworden war. So wollte ich keine Kompanie hinausführen dürfen und doch ahnen müssen, daß die Blüte, die ich mit der Träne der Freude betaute, nun unter der Träne des Schmerzes zugrunde ging.

Ich fühlte einen wilden Widerwillen gegen alle heißen Worte, deren ich mich vordem so oft auf unseren gemeinsamen Ritten leichtfertig bedient hatte, und die mir heute so heiliger Ernst geworden waren. Nun, da sie mich erheitern sollten, selbst das Gelebte tändelnd hinzunehmen, ekelte ich mich vor ihrer fahlen Hohlheit.

Schelten Sie mich nicht mehr einen Knaben, denn hier brannte zum ersten Male in mir die wahrhaftige Ehre, die in sich einschloß, was ich mit Leidenschaft in Besitz genommen hatte, mein Vaterland, das Soldatentum, aber auch die Liebe zu Marianne. Sie war zugleich

die Ehre meines Kindes, Reimers, denn starrsinnig bildete ich mir ein, und geschähe dies aller Natur zum Troß, daß Gott uns gesegnet haben mußte.

So sann ich, dem Befehl meines Handelns noch nachträglich sein Recht zu geben.

Aber Befehl und Recht sind nicht immer brüderliche Gesellen. Oft spricht das Gesetz gegen das natürliche Recht und auch umgekehrt. Ich aber wollte vom Gesetz, daß es mir das Recht erteilte, und sei es auch nachträglich noch, zu dieser Nacht, zu dieser Liebe, zu diesem Menschen Marianne, den ich nicht aufgeben konnte, so sehr mir auch im Augenblick die Türe zu ihrem Leben verschlossen schien.

Kam mir das Schicksal darum nur so scheinbar lustwandelnd entgegen, als der Kommandeur am nächsten Morgen meinen Entschluß herausforderte?

Ich griff es mir, wie immer es gedacht gewesen sein mochte, es mußte mir untertan sein. Ich wollte Zeit gewinnen, um zu Marianne und dem Kind gelangen zu können, die mir beide nur von einem seltsamen Zauber entführt zu sein schienen.

War dies ein Gedanke?

Das Kind wollte ich, Reimers. Ist dies noch der Traum eines Mannes, den man als zu jung ansah, sich freiwillig einer Gefahr auszusetzen, oder war es die gewaltige Sprache des Blutes, die uns eines Tages anredet, wenn wir gereift sind, sie zu verstehen, ohne daß wir sie gelehrt erhielten, oder aber wir versagen vor unserer Berufung.

So war es geschehen, ehe ich es bedenken konnte, und es war doch schon mein unabänderlicher Entschluß gewesen, was mir der Zufall selbst entgegenge spielt hatte.

Damals traf ich Sie. Aber was sollten Sie von der Not wissen, die mich überwältigt hatte, einen Feigling höhrend mich nennen lassen zu müssen und zugleich auch des höchsten Glückes beraubt worden zu sein.

Tag um Tag, wenn die Abende sich neigten, eilte ich zur gewohnten Stunde die gewohnte Straße entlang, die zum Haus des Kommandeurs führte. Ich tat es, fast schon in den Sinnen verwirrt. Jeden Baum zur Häuserseite und jeden

Stein an der Bordwand des Weges habe ich kennengelernt und nach Marianne befragt und bin doch immer nur wie ein Abgewiesener weitergewankt mühsam die Haltung bewahrend, die ich meiner Uniform schuldig war. Ach, dem Menschen in ihr schuldete ich tausendfach mehr, ihm war ich für meine Gesundheit verantwortlich. Was galt dem Vaterland noch ein zerbrochener, ein mit seinem Gott zerfallener Soldat an der Front seiner schwerwiegenden Entscheidungen, in die sich der Tod eingemischt hatte, der nur von ganzen Kerlen wieder aus dem Spiele gerissen werden konnte.

Der Wind tanzte mir tönern die Antwort der gelben Blätter um meinen Schritt.

„Wenn ich ein Vöglein wär“, mochte ich singen, um mich meiner trüben Gedanken zu befreien und mich dem Augenblick zurückzugeben, den ich doch schon ersehnt hatte. Das alte Volkslied kam mir wunderbar in den Sinn und ergöhnte mich mit seiner wehmütigen Weise. Es war wie das Lied einer Schalmei aus der Ewigkeit menschlicher Liebe.

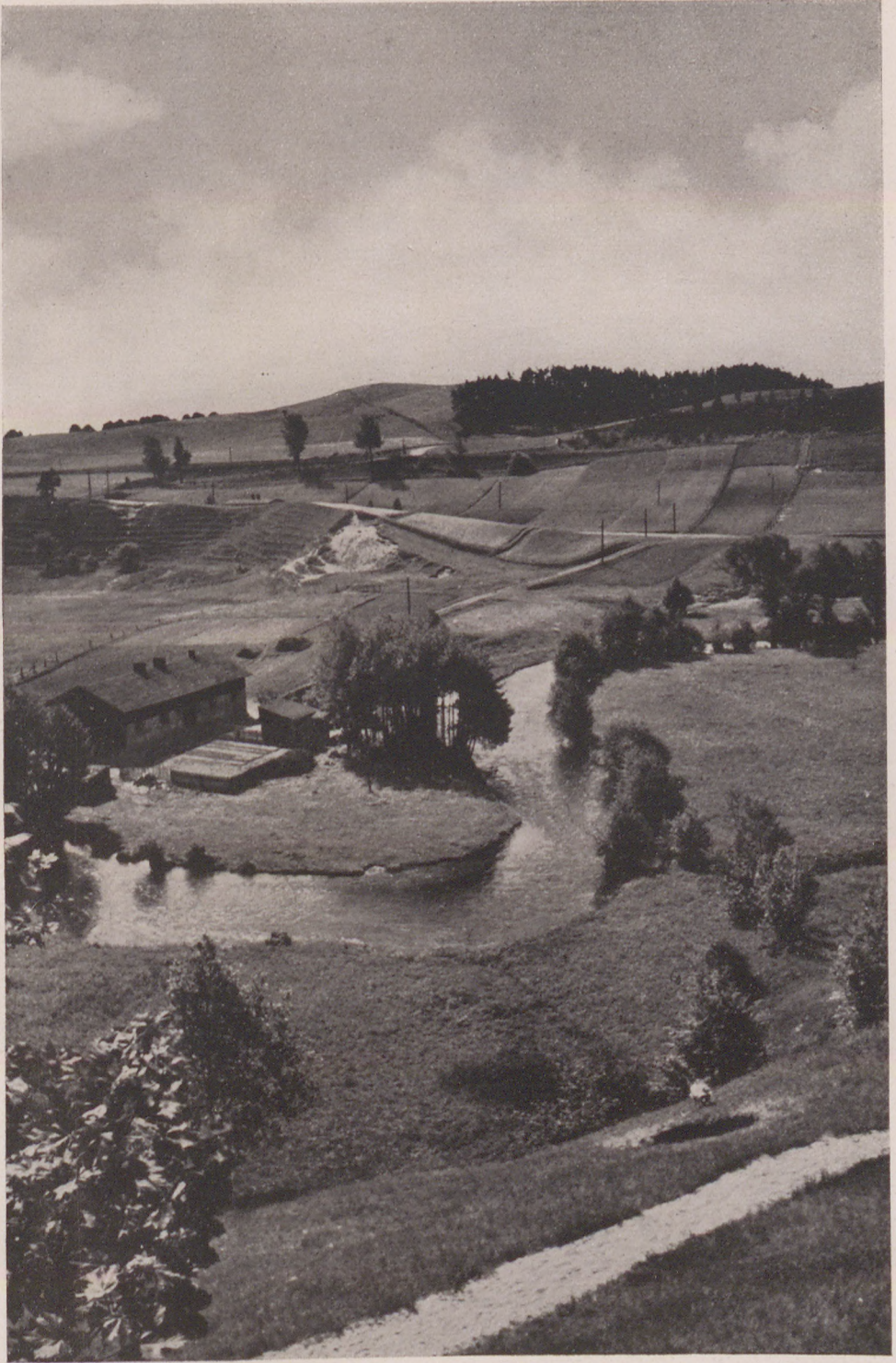
Einmal sah ich sie am Fenster, sie hatte die Augen geschlossen und eine Haarsträhne fiel ihr über die Hand, die die Stirn stützte.

Ich eilte heimwärts, da sie nicht aufblickte, und versuchte, mir ihr Bild auf einen Karton zu bannen, um eine Vorstellung von dieser Stunde zu behalten, wenn ich ihr Gesicht nicht mehr sehen sollte. Aber es wurde nur ein Bild, und nichts von ihrer Gestalt verließ sie dem seelenlosen Anblick. So starb sie mir unter meinen Augen abermals, und sie wurde mir nun, da sie meiner überhaupt nicht mehr achtete, als sei ich ihr nie begegnet und also auch keiner Erinnerung wert, ja, in dem Maße, wie sie sich mir zu einer fernem Göttin verwandelte, zur Tröstung für das wachsende Verlangen, hinauszueilten und dem Tod das Opfer abzutragen, das er mir nicht verwehren sollte.

Wenn ich mir nur den Gedanken an das Kind hätte abstreifen können, oder aber mit Bestimmtheit daran glauben durfte.

Ich verzweifelte.

In diesem Tage wiederholte ich mit einbrechender Dunkelheit meinen wage-



Radaunelandschaft

mutigen Gang. Der Kommandeur hätte mich treffen, einer meiner Kameraden mir begegnen können.

Ich achtete auf nichts mehr. Ich tat, als müßte ich noch einmal die Post abholen oder einen verspäteten Auftrag erledigen, und so trat ich in das Haus.

Da aber hörte ich von dem Flur her, ehe ich läutete, des Majors erregte und drohende Stimme eines Inhaltes, den ich mir erst auf der Flucht zusammensetzte, denn es war Marianne, die ihm antwortete. Sie mußte von ihm angesprochen worden sein. Ich hörte sie hart erwidern: „Nein! Nein!“ Das rief sie. Es schien sich mir, da ich nun die Frage des Majors verstand und doch mehr über sie wußte als der forschende Vater, eine Bejahung höchster Form darin zu verbergen.

Dem Major war diese Antwort noch nicht genug, immer Gewißheit, immer die ganze Wahrheit wollte er haben.

„Weshalb also treibst du vor ihm dieses Verstecken?“ Dieses Mosaik aus drei Theilen gewährte mir schon den Einblick in das Ganze, und ich erschraf.

Wußte er etwas von einem Gesetz der Liebe, die doch niemals ein Gesetz haben kann, die nur sich selber genug ist, ein Turm, daher man Gott hoch über allem Menschlichen belauscht?

Die Antwort, die er erhielt, war für mich tödlich. Nun gab es keine Frage mehr, worüber man gesprochen hatte. Marianne sagte: „Ich schäme mich doch so für ihn, weil er geliebt ist.“

Ich eilte die Treppe hinunter. Jetzt konnte ich doch nicht als Adjutant in das Zimmer treten und gehorsam die Haden zusammenschlagen und kein Mensch sein sollen. Jetzt nicht.

Aber die Einsamkeit, die mich nun umfing, verwirrte mich vollends, ich wußte nichts, wodurch ich mich wieder in ein Gleichgewicht bringen konnte. Begriff Marianne denn nicht den Zwiespalt in meiner Brust, dieses In-sie-hinein-Lauschen, das mich von allem soldatisch notwendigen Handeln abhielt wie der jäh in das Wasser geschlagene Baum den Bach, in seinem alten Bett weiterzugleiten?

Oder aber, und dies wurde mir zu heller Ahnung, oder aber besaß sie eine

Sicherheit, von der ich noch nichts wußte, eine Gewähr für die Bindung ihres inneren Lebens zu dem meinen?

Gäbe sie mir eine Nachricht darüber, sie sollte das Wort über meine Feigheit tausendfältig bereuen müssen.

Über den tapferen Tod gibt es kein Gesetz, weshalb versucht man immerfort, dem tapferen Leben eines aufzuzwingen, und läßt es sich nicht hingeben in seiner einfältigen Freude, der es bedarf, um so zu sein, wie es erscheinen will?

Lieben und Sterben sind sich selbst genug, und wo die Pflicht sich über sie hinweghebt, beschattet sie beide nur wie eine Wolke das heitere Tal, das doch von der ewigen Sonne geküßt werden will, um zu blühen.

Aber woher nimmt die Liebe ihre forzeugende Kraft, wenn Zweifel und Unruhe, durch vergebliche Hoffnungen angefeuert, auslodern und das schon verschollen geglaubte Bildniß nur noch glühender umleuchten?

Qualvoll verbrannte es mir das Herz.

Ich eilte und eilte, wieder gutzumachen, was mir eine so bekannte und doch schon fremd gewordene Stimme zugesprochen hatte.

Anheimliches Gefühl in der Brust, kein Knabe mehr und doch noch kein Mann zu sein.

Ein undurchdringlich verschlossener Abend, noch in den Sternen verdunkelt, spannte meine Sinne wie ein Netz aus, mich selbst einzufangen.

Suchend tastete ich mich vorwärts, und es war doch immer mehr eine Flucht in das Rückwärtige. Meine Seele war wie ein Kiefernwald, den ein eifriger Wind durchfuhr, aber die Bäume darin standen schon längst einer Richtung zugeneigt, die Sturmhaare waren nach Ost gekämmt, daß es kein schmerzliches Umbiegen und Beugen, sondern nur noch ein Zerbrechen geben konnte.

So bebte mein Herz, und war doch immer wieder voll in seinem tiefsten Grunde von dieser Zwiesprache mit Gott des Kindes wegen, das ich ertrotzt haben wollte.“

Mittelstädter fieberte.

„Jünglinge stürzen sich blindlings in die Schlacht, Männer suchen des Sieges

Herr zu werden, aber wir, die wir noch zwischen den Altern stehen, die das reifere Feuer anfängt zu glühen, und denen die Kindheit noch nicht erkaltet ist, wir rasen verlöschend dahin, wenn uns die Vernunft aufjagt, wo uns die geheime Blut des Herzens das einzig Liebenswerte zu sein scheint. Wir sind die Unglücklichen dieser Kriege, die wahrhaft Unglücklichen, sterbend zu sehen, und sahen doch nichts mehr.

Wußte Marianne nicht, daß ich blieb, um nur diese Frage beantwortet zu haben, die mich glücklich machen sollte? Und sie brauchte nicht zu fürchten, daß ich dafür nicht dankbar zu sein vermöchte mit meinem ganzen Leben.

Dies aber war die Forderung meiner Ehre, damit die Stunde nicht so nackend wie eine Dirne vor mir stehen blieb und mich noch in das Angründige verfolgte, wohin wir eines Tages doch alle einmal schreiten müssen: dies von allen Ahnungen heiter entblößte Wissen um Marianne.

Hatten wir unrecht getan, Marianne mir oder ich etwa ihr? Galt der Trommelschlag der Bewährung unseren Herzen, der sie wie ein Wild aus dem einsamen Dickicht unserer Hingabe an die Erde ebenso wie an den Gesang der Gestirne aufgeschreckt hatte, dann war er des Teufels gewesen.

Daran zu glauben vermochte ich nicht, ich wäre zerbrochen, so aber waren wir beide noch in einem Strom dahintreibenden Suchens und warteten, so schien es mir, auf das Meer, das uns im Zufall wieder zusammenführen würde. Denn der Schöpfer, der uns zueinandergetan hatte, mußte uns noch segnen, oder wir liefen als Verfluchte durch sein Sternbild der ewigen Liebe.

Ich fand daheim keine Ruhe mehr, so oft ich auch die Stätte des Erinnerns aufsuchte. Sie wurde mir mit jedem Besuch fremder, so mochte ich meinen, und ich lief, vom Gefühl der Einsamkeit und dem der Bitternis einer namenlosen Qual ergriffen, hinaus, wo die Nacht sich über die Erde wölbte und unter sich doch zur gleichen Stunde die Kameraden beherbergte, die, im Atem der Gefahr eingebettet, vielleicht gerade ein Lied von der Heimat sangen.

Weshalb war ich nicht bei ihnen, sie zu trösten, daß es keine Heimat gäbe?

So verfallen war schon meine Seele für manche Stunde, daß ich dies zu denken vermochte.

Und sie träumte doch im nächsten Augenblick wiederum, wie ich mich zur Front melden könnte, dieselbe Heimat, die für mich das Antlitz des geliebtesten Menschen barg, mit meinem Leben gleich ihnen allen, die ich allein ziehen gelassen hatte, zu verteidigen, sofern sie mich nur noch in ihren Bund nehmen würden, diesen töricht verspielten Knaben, der den Augenblick zu seiner entscheidenden Tat fast verschlafen hatte.

Ich stand unter einer Tanne, die wie ein Feierrad sich über mir in den Himmel hob. Und ich fand den Glauben, ich fand ihn, eine aufschlagende Flamme aus der Asche meiner inneren Verzweigung in das Firmament des erhabenen Himmels, ein Stern, an den ich mich halten durfte. „Denn sehet ihr nicht das Leben ein.“ Ich habe das Lied allein gesungen und seine Worte zum ersten Male mit meinem Herzen erlauscht und verstanden. Wohlauf, Kameraden. Ich wollte am nächsten Morgen zum Kommandeur gehen und mich freiwillig und vordringlich zum Fronteinsatz melden, wollte hinausstürmen wie ein Eroberer, wie eine Blume aufblühen aus dieser Erde, niemandem als mir selber zur Freude darum, weil ich glaubte, daß ich nun in einem Menschen eine Wurzel geschlagen hatte, heimlich wie ein Samen Korn in dem Ackerland, das ihm das Leben gewinnen lassen wollte.“

„Reimers“, rief er mich an.

„Bin ich es noch wert, Herr Oberleutnant“, so wiederholte er sich und nahm eine straffere Haltung an, „darf ich mir für morgen noch einmal die Achselstücke aufknöpfen, Ihrer Anteilnahme gewiß, daß Sie mich nicht verraten, sondern vielmehr verteidigen werden, wenn ich es selbst nicht mehr kann? Denn in jener Nacht hatte ich bedingungslos zu mir und zu meinem Tun als einem leidenschaftlichen Bekenntnis zum Leben und zu Marianne zurückgefunden.“

Was noch folgte, ist an sich unwichtig gegenüber dem Geschehen, das ein soldatisches Gericht anzugehen hat, und dem

ich mich stellen werde. Ich erzähle es Ihnen, um auch für Marianne und das Kind den Freund zu werben.

Wäre ich damals so alt gewesen wie heute, es hätte der Fragen nicht bedurft, ob ein Mensch, der sich überwindet, heimlich über die Schwelle des Geliebten zu treten, ihn jemals wieder verlassen kann.

So aber ging ich heim und hatte die Ungebuld in mir, daß sich der lauernde Feind noch einmal gegen mein heiteres Blut empören könnte, mich wieder schwermütig zu machen.

Aber ich sehe, Sie suchen nach der Uhr, und es ist wahr, die Zeit ruft mich ab, die Trommeln werden bald wieder wirbeln. Wie anders ist es diesmal.

Noch wenige Augenblicke, und der Marschtritt der Kolonne wird mich nicht mehr stören, sondern heute meinem Herzen beglückende Musik sein, denn es ist ja alles anders geworden. Reimers, der Feind ist zu Tode getroffen.

Ach, wie rang ich doch noch vor Tagen mit der Kraft eines gläubigen Toren gegen die Qual des Unwissens. Rennen Sie dies unsagbar zerstörende Gefühl, diesen Widerspruch an sich in einer doch so liebenden Brust? Nichts war mehr außer der Hoffnung in mir, und doch hörte ich sein Maß sich füllen in der Art, wie eine Sanduhr abläuft, kaum hörbar, aber stetig. Ich hätte noch einmal an seiner Fülle zerbrechen müssen.

Da erfuhr ich abermals frühzeitig, daß ein neuer Transport zusammengestellt werden sollte. Ich meldete mich sogleich beim Kommandeur, der Gefahr entgegenstürzend wie ein Bär, dem sie einzige Zuflucht blieb. Er aber schien mich überhört zu haben, so daß er in seinem Stuhl saß und nicht einmal das Haupt zu mir aufhob. Es war mir, als schämte er sich meiner, der bislang wie ein Vater zu mir gewesen war. Erst als ich zum zweiten Male anheben wollte, unterbrach er meinen Eifer mit dem Bedauern, keine Möglichkeit dafür zu sehen, es sei denn, ich fände einen der von ihm schon bestimmten Kameraden, der auf ähnliche Weise, wie ich es damals getan hätte, zurücktreten würde.

Wie sollte ich dies vermuten können. Wie sollte ich glauben dürfen, daß in

diesem Augenblick ein anderer mit der gleichen Schwere des Schicksals unsagbar belastet sei und ebenfalls nicht mit Jubel den Befehl entgegennehmen wollte, der ihn an die Front führte. Wie dem auch sei, ich dankte und ging nicht unfrohen Mutes hinaus. Ich fühlte, daß mein Glaube an die Rechtchaffenheit der Zufälle groß war, und vertraute darauf. Es war ein Gefühl von Wollust in mir. O, nennen Sie es keine Schmach, daß ein Offizier ein Gefühl hat. Wie anders ist dieses Gefühl heute. Ein Gefühl des maßlosen Glückes, nun meine Pflicht tun zu können, dafür mir Flügel gewachsen sind, die mich dahintragen werden, ein einziger Schrei des Jubels für das Herz meines Vaterlandes, das ich doch in jener Nacht neben mir hatte schlagen hören. Dieses Glück, für eine sichtbare, eine zukünftige, eine erinnerungsreiche, atempendende Heimat kämpfen zu können und zugleich kämpfen zu dürfen für sich selbst, sein Haus, sein Blut.

Ich weiß, Reimers, Sie vollbringen dies alles mit nicht geringerer Größe, ja, Sie schlossen auf wunderbare Weise sogar noch den Kameraden in ihr Gebet ein. Aber in Ihnen ist die Klarheit des Wissens, ist die Weisung des Gewesenen zu einer neuen Welt in ihren Kindern. In mir war nur und nichts anderes als die Sehnsucht.

Da brachte mir nun gestern abend, zum ersten Male, daß ich eigentlich nicht mehr so dringlich auf sie gewartet hatte, die Post diesen Brief.

Lesen Sie ihn, Reimers, wenn Ihnen die Tränen noch nicht den Blick verwehren wie mir, da ich dieses Schicksal insgesamt begreifen wollte, lesen Sie und bezeugen Sie mir, daß ich kein Unrecht getan habe, und daß ich darum tausendmal freigesprochen bin vor dem ewigen Thron der Gerechtigkeit, wie sehr man mich auch auf Erden in der Beschränkung höheren Erkennens seiner Gesetze verurteilen mag, freigesprochen von ehrloser Feigheit ebenso wie von Hoffahrt und Leichtsinns."

Er gab mir den Umschlag herüber, und ich entnahm der blaugesüßtesten, länglichen Hülle den festen Karton einer weißen Karte. Die Schriftzüge darauf

waren klar und ohne Kunst, mit weichem Aufstrich, aber ohne Beschönigung auch nur durch die geringste figürliche Schwingung. Ruhe und Anmut strömten aus den wenigen Zeilen, die nun vor mir lagen wie eine Landkarte, als könnte man wie aus den Zeichen eines Atlases das Meer brausen hören und die Berge die weißen Häupter in den Himmel ragen sehen, und die Wolken flögen noch immerdar darüber hin.

„Geh ins Feld, Reinhard, unser Kind verlangt es von Dir. Marianne.“

Nun war es auch mir gewiß, daß der Kommandeur daheim über seinen Adjutanten gesprochen haben mußte, ja, daß er am Morgen mit seinem Eifer nur ein Gefühl verborgen haben wollte, das er mir vielleicht am Abend preiszugeben gedacht hatte, was ich selbst dann verhindern haben mochte. Gleichsam unterirdisch hatte sich zwischen diesen Menschen und eigentlich nun auch zu mir hin etwas zugetragen, was mir jetzt die Haut durchrieselte.

Nur von ferne hörte ich noch das Wort Mittelstädters, als wäre es das Cello zur dunklen Untermalung eines herrlich singenden himmlischen Geigenmonologes. Er sagte mit verhaltenem Ton: „Ich habe keine Kraft, noch auszusagen, wie jede Stunde mich jetzt von ihrer Gegenwart wieder erfüllt, und wie mein Leben seine Zukunft zurückgewonnen hat. Nun soll das Blut sprechen.“

Es ist mir nicht möglich zu leugnen, daß ich das andrängende Wasser in den Augen nur mit Mühe zurückhalten konnte.

Was hatte sich hier ereignet! Welche Geschehnisse hatten sich hier im undurchdringlich Untergründigen des Lebens abgespielt, indessen der sichtbare See doch scheinbar so ruhig vor uns lag, als ob nicht einmal ein Wind über ihn, die Oberfläche kräuselnd, hingegangen wäre.

Ich sah den Kameraden an, ich betrachtete das vor mir aus den Schriftzügen aufwachsende Bild seiner Geliebten, die sich seinem Wunsch freiwillig zum Geschenk gegeben hatte, ich fand daneben, in seiner aufrechten Haltung stehend, den Kommandeur, der von dem Atem der Pflicht und des soldatischen Befehles lebte und gewiß keine Träne verloren

hatte, als er den Sohn dem Vaterland hingeben mußte, wie es die Ehre befahl.

Irrte ich mich? Gibt es nun auch noch ein anderes Gesetz des Lebens, geboren aus dem Blut und Willen der Geschlechter, dem man nicht minder zu dienen hat, es zu vollenden? Und muß das eine erst mit dem anderen in einen Einklang gebracht werden, ehe der Soldat die befreiende Tat vollbringen kann?

Ich wußte es nicht, aber sah Mittelstädter an, und ich glaubte an seine Not. Sie war sein Schicksal gewesen. Darüber rihte ein anderer. Ich kann nur dies bezeugen, daß ich nie vordem in ein so edles Antlitz eines jungen Menschen gesehen hatte, von Verantwortung erfüllt, und daß ich mich seitdem glücklich schätze, in dieser Stunde noch sein Freund geworden zu sein.

Er fuhr indessen fort zu reden, als schrie seine Seele noch immer an gegen die Wucht Gottes, daß er sich ihm endlich offenbaren möge, aus dieser dunklen Wolke herniedersteigend, und zur leuchtenden Klarheit werde über den Zweifel in der bedrängten Brust.

„Früher, ja, da kämpfte man noch gegen einen sichtbaren Feind, man siegte in seinen Schlachten oder verlor den Preis des Friedens, aber es geschah außerhalb jener unsichtbaren Feindschaft, die sich Blutegehn gleich an den Leib unserer Ehre ansehen läßt, ihn auszusaugen, ehe wir uns zu wehren vermögen.“

So aber sehe ich unseren Kampf. Wir stehen gegen eine fremde Idee, die wie ein Efeu aufrankt und die Lanne zu ersticken droht. Und wir zwingen sie nicht, wenn wir nicht in uns selbst erstarken, aus den uns auferlegten Grenzen steigen, geistig und räumlich gesehen, und, was nicht zu unserem natürlichen Leben gehört, abschütteln.

Ist es da schon genug, auf dem Felde der Ehre zu fallen, sich opfernd zu verbluten, wenn man für dieses Blut noch ein Gefäß weiß, darin es kommende Geschlecht erhalten bleiben könnte? Sollten wir Männer nicht erst zeugen, ehe wir sterben?

Haben wir nicht gerade diese heilige Pflicht an unserem Baum, so wie die Flamme, die des Holzes bedarf, das sie verzehrt, um zu leuchten? Und unser

Wille soll noch in Kindern und Kindeskindern Gewalt haben, bis er die fremden Fesseln abgeworfen hat und frei ist.

So übernahm ich die Verantwortung für mein Tun aus einem Widerstreit des soldatischen Gehorsams heraus mit dem Gefühl einer lebendigen Verpflichtung zu diesem Gesetz meines Blutes, dessen stählernen Glanz ich selbst preize und nach mir noch weiterhin gepriesen sehen will. Ich entzog mich nicht meiner Pflicht, sondern stellte lediglich die Auseinanderfolge richtig, die in der Hast der Ereignisse nicht mehr übersehen wurde, wiewohl sie für das Aufwärtsleben des Volkes daseinswichtig ist. Und fast hätte der Zufall diesen geplanten Ablauf doch gestört, und ich wäre versucht gewesen, an Gottes Gerechtigkeit zu zweifeln, so nahm ich schon den Fluch hin und deutete ihn nun in Sorge ob meines soldatischen Angehorsams, da lachten die Sterne.

Es ist entschieden. Das Kind der Gottheit, wenn ihr es lassen wolltet, mich seinen Vater zu nennen, wird geboren werden.

Ach, Reimers, das Vaterland wird mich, sollte ich zurückkehren, nicht verstoßen, und Marianne ist nicht weniger tapfer als ich, um mit dem Leben fertig zu werden.

So bin ich glücklich und bis obenhin angefüllt von der Lust tausendfältig."

Unbefangen und heiter stand er vor mir, an den Tisch gelehnt.

Und wie er mich noch zaudern sah, jekt sogleich aufzustehen, als zerbräche mir das mühsam zusammengesetzte Bild wieder vor den Augen, fragte er mich, mit beiden Händen mich anpackend:

"Geht es nicht um das Leben, das uns mit dem Opfer versöhnen soll?"

"Es ist alles gut, Reimers, so unendlich gut. Auch, daß ich Ihnen nun alles gesagt habe und die Atmungsorgane wieder frei sind und ich vorwärtsstürmen kann, wie es das Herz jekt begehrt. Ja, die Liebe, Reimers", so atmete er nun auf, indem er sich sammelte, Abschied zu nehmen, "die Liebe ist doch die Kraft zu unserer Ehre, die Liebe zu sich selbst und zu seinem Nächsten, was man hat."

Es war an der Zeit, wir mußten dem Befehl der Pflicht nun das Recht einräu-

men. Gutmütig bittend lag seine Hand noch einmal in der meinen, als wünschte er dadurch abermals, und ohne daß er es sagen mußte, meinen Schutz. Aber auch ich war ein anderer geworden, war nun ein Kamerad seines Gewissens und würde ihn mit größerer Macht verteidigen können als damals auf dem Kasinoabend, wo doch mein Herz fast noch gespalten war.

Ich sah ihn an und gewährte ihm, wengleich ich wußte, daß solch ein Schutz niemals vonnöten sein könnte, so schien mir die Tat des Leutnants Mittelstädter selbst schon für sich zu sprechen, ich gewährte ihm meine Hand und gab ihm dann die Achselstücke in zwiefacher Bedeutung auf seinen Rock zurück. Dabei verspürte ich eine namenlose Sicherheit trotz der Gefahr, in die sich diese zwei sich liebenden Menschen so mutig gestürzt hatten.

Dann brachte ich Mittelstädter durch den Hausflur. Der Morgen war schon in seinen ersten Bewegungen, Türen schlugen nach der allenthalben lichtlosen Straße. Der Tag kam schen und lautlos über den Wiesen hoch, die von den Rastern sich in das gewölbte Land breiteten, um der Stadt in das frühe Antlitz zu sehen. Sie aber lag noch da wie eine verschlafene Geliebte.

Ich gab Mittelstädter dieses poetische Bild preis und wir lachten noch einmal herzlich darüber. Fade stand der Geruch des Champagners auf unseren Lippen, und die Kühle des Morgens wehte uns an, daß uns fröstelte.

Mittelstädter sah noch einmal über die Kronen der entlaubten Buchen hinweg, als suchte er seinen Stern irgendwo an dem entblößten Himmel. Als er sich zu mir zurückwandte, glänzten seine Augen.

So gaben wir uns zum letzten Male die Hand und gingen auseinander.

Noch an demselben Morgen ist die Truppe verladen worden und hat die Stadt mit den anderen Formationen schon im Sonderzug verlassen, ehe die Straßenbahn zur ersten Fahrt vor meiner Tür klingelte.

So traf ich den Bahnsteig schon leer an, als ich mich frühzeitiger zum Dienst begeben und den kurzen Umweg gemacht hatte, vielleicht den Freund doch noch

einmal zu sehen. Nur einige Frauen standen da und weinten sich das traurige Glück des letzten Grußes aus den müden Augen, indessen die Kinder ihnen schon wieder von den Händen liefen, sich auf der Straße in das heitere Spiel ihres noch leicht verwandelbaren Lebens zu verfangen.

Im Tunnel verschwand eine Mädchen-gestalt. Sie war dem Wuchs nach und, soweit ich mich entsann, auch im Gang der Tochter des Kommandeurs nicht un-ähnlich. Einholen konnte ich sie nicht, um mich meiner Vermutung zu vergewissern, ich mußte ja zur Schlageterstraße hin-über, in der ich einst diesen seltsamen Weg mit Leutnant Mittelstädter begon-nen hatte. Mich rief mit lauter Stimme die Pflicht zurück und dergestalt, als hätte ich sie in den letzten Wochen leicht-sinnig vernachlässigt.

Der Himmel lag steinhart über mir und der gefrorene Schnee knirschte unter meinen Schritten. Vor mir sah ich den schwarzen Troß krächzender Krähen zie-hen, während ein einsamer Bussard über dem Übungsgelände meiner Batterie, das sich von der Kaserne bis zum nahen Bismardwalde erstreckte, kreisend war-tete. Es wäre jetzt eine Lust zu reiten.

Als ich mich dem Kasernenhof näherte und das Soldatische über mich wachsend Gewalt gewann, konnte ich die Unruhe nicht verbergen, die mich befiel, dem Ma-jor zu begegnen.

Ich ließ die Geschütze bespannen und fuhr mit ihnen am Vormittag weit in das Übungsgelände hinein. Das Eis brach unter den Rädern, aber nicht ge-ringer knirschten mir die Zähne, den Frost der schlaflosen Nacht aus den Gliedern zu scheuchen.

Ich exerzierte mit den Männern, um nicht nur wie sie warm zu werden, son-dern auch, um dadurch wieder eine Brücke zwischen mir und ihnen zu schlagen, die mir plötzlich eingebrochen zu sein schien.

Die Kanoniere richteten mir zu lang-sam den Pfahl an der linken Seite der Ruffeln an, ich jagte sie dreimal über den Hügel, der sonst nur für die Pferde be-stimmt war. Die Sonne fror in der wei-ten, weißen Landschaft. Ich kam aber aus dem Bannkreis nicht heraus, den das Schicksal um mich geschlagen haben mußte,

in seinen nun einmal eingesehten Ver-lauf einbezogen zu sein, ohne daß ich das Unglück aufhalten könnte.

Ein Unglück, das ein Glück war.

Wie sollte ich das verstehen?

Was da geschehen war, hatte sich im gleichen Maße wie die Geburt eines Kindes vollzogen, heraufgewachsen vom unsichtbaren Dasein im geheimsten Glück der Mutterschaft bis zur sich bewegenden und dann die Blicke anziehenden, offen-bar gewordenen Gestalt. Und alles be-wegte sich mit ihm, was durch die Bande des Blutes oder der Gemeinschaft ihm verbunden war.

Sollte ich darüber Meldung erstatten, sollte ich das Rad des Gesetzes herge-brachter alter Moral durch den Betrug des Vertrauens in Bewegung bringen, das ich in dieser Nacht selbst schon an-gehalten hatte, als ich meine Hand in die des Leutnants Mittelstädter legte?

Ja, könnte dieses Gesetz um der Er-haltung seiner selbst willen den Ver-räter loben, der ich doch werden würde, oder war ich nicht der angesprochene Zeuge bei der Begegnung des Kriegs-gottes mit der neuen, seiner noch nicht gewahr gewordenen Jugend seines Vol-kes, der er an das Herz greifen muß, wenn sie ihm huldigen soll?

Nein, diesen Verrat sollte niemand von mir verlangen.

So sah ich dem Tag in das tränende und gerötete Auge seiner morgendlichen Erweckung,kehrte zum Mittag, da er sich mühsam aufgerichtet und den Traum aus dem Antlitz gewischt hatte, mit meinen Männern heim, grüßte die Wache und ging, meine alltäglichen Pflichten in den gewohnten Gleisen zu vollbringen.

So verstrich die Zeit durch abermals acht Wochen. Der Kommandeur hatte einen noch jüngeren Leutnant zum Ad-jutanten gewählt und schien sich Mittel-städters nicht anders mehr zu entsinnen als aller Offiziere, die er schon hinaus-geschickt hatte. Mir gegenüber verlor er jedenfalls kein Wort mehr darüber, ja, wir begegneten uns viel eher fortan in ebenso strenger Haltung wie vor jenem gemeinsamen Weinabend und so, als habe dieser niemals stattgefunden.

Indessen war ich über Weihnachten auf Urlaub gewesen, hatte einen Karten-

gruß vom Vormarsch der Männer erhalten, da sie mit der aktiven Abteilung Fühlung gewonnen hatten, und fand auch dabei im Zirkel der vielen Unterschriften den Namenszug meines auf so seltsame Weise gewonnenen jungen Freundes.

Zu Silvester zur Batterie zurückgekehrt, folgte ich dann mit anderen Kameraden einer förmlichen Einladung des Kommandeurs in sein Haus.

Ich war voller Spannung, Marianne zu begegnen, ihr, ohne daß sie es ahnen konnte, die Art abzulesen, mit der sie an ihrem großen Geheimnis, es auch vor dem Vater bewahrend, trug.

Wie enttäuscht war ich, sie überhaupt nicht anzutreffen. Eine in ihrer Vorsicht vorbildliche Anfrage brachte mir den klaren Bescheid des Majors ein, daß seine Tochter auf eigenen Wunsch und zu seiner Zufriedenheit Krankenschwester habe werden wollen und sich nun schon zur Ausbildung in einem Kriegslazarett befände. Er sprach es ohne besondere Betonung und so, als habe er es nicht anders von ihr erwartet. Wir kamen im Verlauf der Unterredung auch nicht mehr auf ihren Namen zurück, geschweige denn wurde der des Leutnants Mittelstädter, und sei es auch nur in einem anderen Zusammenhange, erwähnt.

Dann kam der verhängnisvolle Tag. Wir hatten einen Abteilungsauzmarsch in das schneeüberfüllte Gelände hinter den Wäldern um den Bismarkturm durchgeführt, weil die Befichtigung durch den General infolge der weihnachtlichen Festwoche um einige Tage hatte verschoben werden müssen und somit der zweite Nachschub erst gegen Ende des Monats feldwärts den Standort verlassen konnte. Es galt dem Major, hierfür vorher noch einmal Überblick über unsere geleistete Arbeit zu gewinnen, und er war in der Tat zufrieden. Bei dem Vorbeimarsch und der darauf folgenden Ansprache zeigte er sein liebenswürdig freundliches Gesicht, als könnte er seiner Freude so am besten Ausdruck verleihen. Man redete trotz aller Anstrengung dieses Tages auch seitens der Männer allenthalben viel von ihm, rühmte, daß er überall voran gewesen sei, und bewunderte, mit welcher Leichtigkeit er noch seit fünfzig Jahren die Waffe zu tragen gewohnt wäre.

Zum Mittagmahl traf ich ihn noch im Kasino, wo er uns heiter begrüßte und seinem Dank für unsere geleistete Arbeit abermals auf das herzlichste Ausdruck verlieh.

Am Nachmittag indessen, ich wollte gerade mit den gespannten Geschützen eine für Männer und Pferde gleichermaßen erholende Ausfahrt unternehmen und hatte mit der Spitze bereits das große und schon geöffnete Tor erreicht, lief mir eilenden Schrittes der Adjutant in den Weg und brachte stotternd, während sein Antlitz völlig der sonst so blühenden Farbe entbehrte, die Meldung des Regiments, daß der Major ernstlich erkrankt sei und Hauptmann Reimers — ich war zum Jahresbeginn befördert worden — die Führung der Abteilung vertretungsweise zu übernehmen habe.

Riß schon dieser Umstand meine Gedanken aus den gewohnten Bahnen, so erschrak ich vollends, als ich mich am frühen Abend zu einem Besuch beim Kommandeur anmelden lassen wollte und von seiner Tochter Marianne die Türe geöffnet erhielt.

Die ich am wenigsten zu treffen vermutet hatte, stand, in tiefe Trauer gekleidet, vor mir und empfing mich mit einem unsagbar schwebenden Blick, der nicht mehr von den Augen und dem Geben des Gesichtes getragen wurde, sondern schon einer glasigen Ferne zustrebte, die ich nur widerspiegelnd in ihm erahnte.

Ihr Antlitz war härter in den Formen, aber um so schöner. Die geliebte Weichheit ihrer Züge war aufgelöst und zur Klarheit mütterlichen Wollens geworden. Ich sah es, sie trug an ihrer Mutterschaft wie eine junge, von solchem Glück zur Königin bestimmte Frau.

An diesem Abend verwandelte sich meine Anruhe zu einer heiligen Scheu.

„Wie geht es Reinhard?“ fragte ich leise und mit der Bestimmung, sie wissen zu lassen, daß wir Freunde geworden waren.

Sie sah zu Boden, wandte sich zur Türe des Vaters, mich ihr Antlitz nicht mehr sehen zu lassen, und flüsterte nur noch, daß ich mir Mühe geben mußte, es zu verstehen: „Ich soll Sie grüßen, Herr Hauptmann, ich habe ihn am Engelsberg zu Grabe getragen.“

Unantastbar und ewig war dieser verhaltene Schmerz hinter solchen Worten namenloser Tapferkeit. Ohne Klage und Aufbegehren gab sie der Gegenwart die große, stille Weihe der Trauer über alles Vergängliche. Herz klopfend und ohne ein Wort der Erwiderung finden zu können, folgte ich in das geöffnete Gemach. Sie schritt voraus, um mir dann den Eintritt in das kleinere Nebenzimmer freizugeben. Darin lag der Major in seiner vollen Uniform auf einer einfachen Bettstatt.

Wie aber erschrak ich. Nur an seinem Rock hätte ich ihn noch erkennen können. Eingefallen und grau war das Antlitz und entgeistert das Auge, als ermangelte es der lebendigen Führung seines weisen Gehirnes. Es durchirrte einen dunklen Raum, Anfang und Ende suchend.

Die Flamme, die diesen Mann uns lodernd und aufrecht gehalten hatte, mußte ihm von einem jäh eingebrochenen Sturm zer schlagen worden sein. Ich sah die verlöschende Glut und fror in seiner Gegenwart. Er aber fuhr mich an: „Wußten Sie das?“

Noch ergriffen von dem, was mir Marianne mitgeteilt hatte, und dadurch unfähig, an irgendetwas anderes denken zu können, erwiderte ich ihm in derselben Form, wie er sie gebraucht hatte:

„Nein, Herr Major, das Regiment hat die letzte Verlustliste noch nicht herausgegeben.“

Er winkte leicht mit der linken Hand, die mir zugewandt war.

Hatte ich ihn nicht verstanden, war das Anheil, das seine Tochter wie ein Blitz durchfahren und doch nicht zertrümmert hatte, an ihm vorübergegangen, ohne das geringste Mitleid zu erwecken?

Fragend sah ich ihn an. Das aber mußte er gesehen haben. Er winkte noch einmal und mürrischer.

„Das andere meine ich, was reden Sie? Das andere... Das mit dem —“

Sein Atem stockte, als verhinderte ihn die Gewalt des Herzens, einen Namen auszusprechen, der ihm ein körperliches Anbehagen bereiten mußte. Er wollte sich aufrichten, ich versuchte, ihm behilflich zu sein. Er war ein Greis geworden.

Nun sah er mich ganz von nahe und durchbohrend an, als klammerte er sich

an mich mit der letzten Leidenschaft seines Lebens, mich zu seinem Gewissen zu machen: „Wußten Sie das, Herr Hauptmann Reimers?“

Er hatte mit seinem Auge einen Halt gewonnen. Ich konnte ihm nicht widerstehen, ich mußte ihm gewähren und bot ihm gleichsam meinen Blick zur Ruhe. Der seine gewann an Festigkeit, als wurde er zum Willen seines letzten Gehorsams vor Gott im Namen des Gesetzes, das ich mit meinem Gewissen überschritten hatte. Anders konnte ich es nicht begreifen. Er rief mir das ganze Schicksal, das sich mir mitteilksam aufgebürdet hatte, in mein Gedächtnis zurück. Ich wußte nun, was er meinte, anders konnte ich sein Gebaren nicht mehr begreifen. Tod und Leben waren an ihm vorübergegangen, vielleicht wußte er noch nichts von dem Ausfall des Leutnants Mittelstädter, aber von dem anderen wußte er, und er zwang die Antwort aus mir heraus, daß ich ihm zwar nur röchelnd, aber doch so, daß er es verstand, mein Bekenntnis ablegen mußte: „Jawohl, Herr Major!“

Vor mir stand versteint das Antlitz des Gesetzes, ein wenig Verachtung in den versfallenen Mundwinkeln, aber doch mit dem aufbegehrenden Blick, als müßte es nicht um sein Dasein ringen, sondern um die Lebensrechte vor dem Lebendigen in uns.

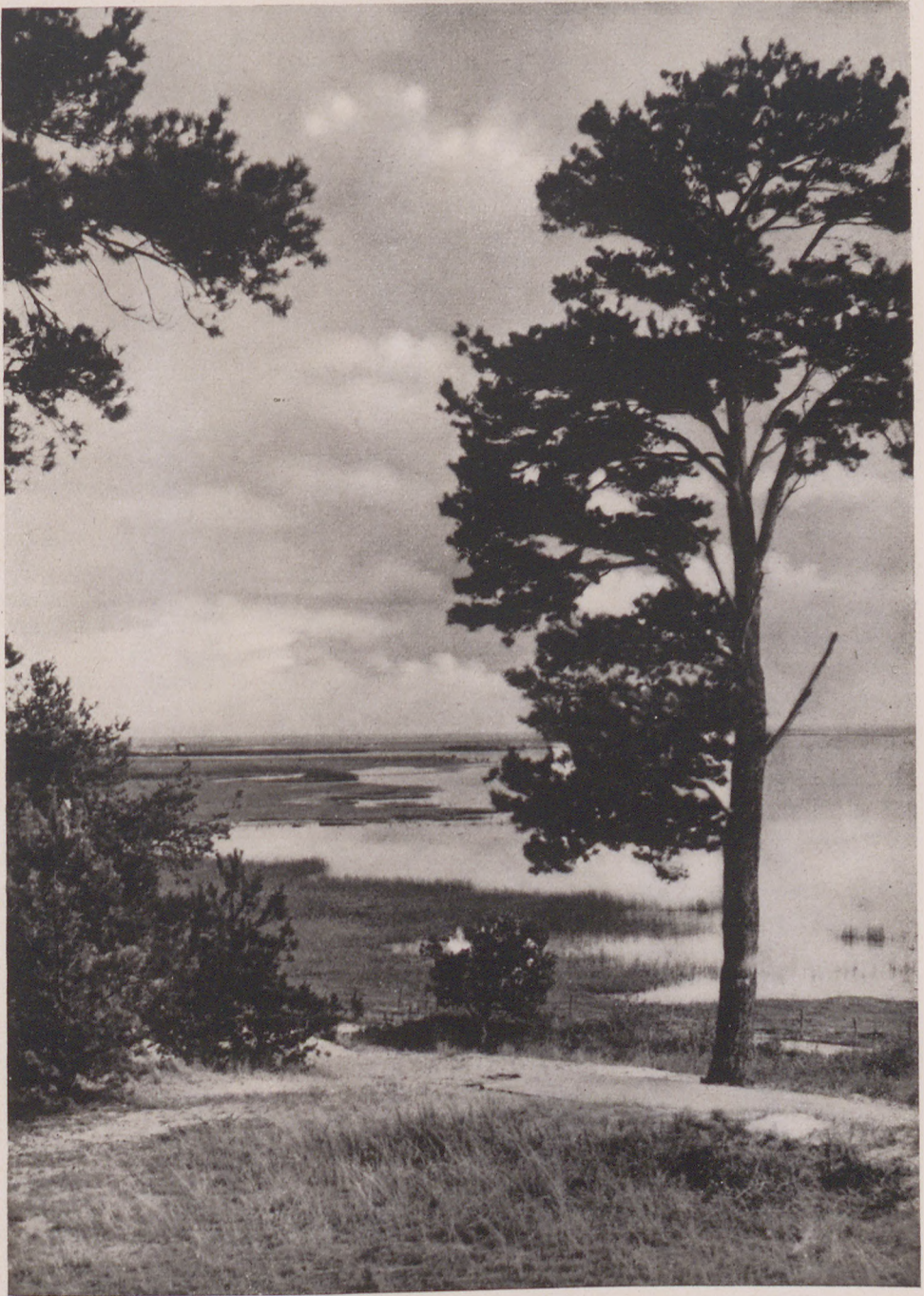
Leben und Tod waren zwischen uns getreten und trennten uns voneinander, und ich wußte nicht, bei wem der Gefürchtete Einkehr halten würde, bei mir oder bei ihm, so blutleer empfand ich mein Gesicht und auch meine Hände, denn ich war vor dem Antlitz solchen Gesetzes ein verlorener Mann.

Das sah ich in dem Augenblick, wo ich das müde gewordene Haupt dem weißen Rissen zurückgab.

Ich suchte einen Weg aus der mich bedrückenden Enge dieses Raumes.

Sollte ich leise zurücktreten, sollte ich dem Major meinen Degen hinreichen?

Was hatte ich getan, der ich nur Anteil genommen hatte, ohne beteiligt gewesen zu sein. Doch ist die Anteilnahme im letzten Sinne nicht auch eine Beteiligung, und wollte ich nicht für Leutnant



Bei Westlich-Neufähr

Mittelstädter dastehen und die Verantwortung tragen?

Und so kam es, daß ich diese Frage aus der Verwirrung meiner Gefühle erlöste und über meine Lippen brachte:

„Ist Ihr Gesetz der Moral das Gesetz des Lebens, Herr Major?“

Da empfand ich die unendliche Größe, mit der mich der andere, indem er sich noch einmal aufbäumte, ansah:

„Klagte ich Sie an, Herr Hauptmann? Die Jugend ruft mich aus meinen Schranken, ehe sie die ihren errichtet hat.“

Ich hörte seinen tiefen und ruhigen Atem, als überdachte er alles und käme auch zu seinem sicheren Ziel wie ein gutes Boot nach leidenschaftlichem Sturm. Aber die Einfahrt war ihm noch verwehrt, noch einmal stand der Richter auf, dem er sich unterworfen hatte, und der von ihm solche Gerechtigkeit forderte. Er mußte ihm Genüge geben, um das Maß seines eigenen Lebens, dieses festgefügte Boot, das ihn durch alle Brandungen sicher geleitet hatte, nicht im letzten Augenblick zerschellen zu sehen. Nochmals bäumte es sich in hoher Welle vor dem Felsen auf, der den Namen Mittelstädters weithin wie ein Leuchtturm sein Licht über ihn ausstrahlen wollte. Das war der Leuchtturm des Verrats, er riß das Boot mit letzter Kraft zurück, seinen linken Arm, hier wunderte es mich zum ersten Male, daß er den anderen nicht benutzte, warf er voll Unruhe empor, als sei er das Ruder, die Wendung zu ermöglichen. Sein Blick glühte mich an, daß es mich packte. Herr und Himmel, ist dies noch ein Mensch: „Seinen Degen!“

Es war ein Schrei gegen das Weltall.

Ich wußte, wessen Waffe und Ehre er damit forderte, ohne den ihm verhaßt gewordenen Namen zu nennen.

Dann sah er mich gewalttätig an, weil ich nicht sogleich lehrmachte und das Befohlene besorgte.

Was sollte ich tun? Ich zauderte für Sekunden. Es überkam mich das Grauen ob dieses götterlosen Spieles, das das Schicksal an ihm vorbereitet hatte.

Ich stand vor ihm, als sei ich zur Ehrenwache aufgezo-gen, nun den Namen und die Tat hinsagend, wie das Buch der Geschichte, aus dem es einmal ein

Kind voller Stolz in den Tränen ablesen sollte: „Leutnant Mittelstädter ist an der Spitze seiner Kompanie am Engelskopf gefallen und mit seinem Degen zu Grabe getragen worden.“

Ich wußte, auch trotz seines traurigen Zustandes würde der Kommandeur kein Leichenschänder werden. Und ich sollte recht behalten. Ich konnte nicht schnell genug zugreifen, so fiel er abermals in das Rissen zurück, nun aber, um neben sein Lager zu greifen und seinen Degen zu erreichen, den er abschnallte. So langsam es auch mit der einen Hand ging, ich durfte ihm nicht behilflich sein, wiewohl ich ihm anfangs voll Entschlußlosigkeit zugeesehen hatte. Er winkte mich näher an die Lagerstatt, ich hörte immerfort, wie er leise zwischen den Lippen das „ah“ herausstöhnte, als verwundere und besänftige ihn der mitgeteilte Umstand des Todes gleichermaßen. Er winkte mich zu sich, seinen Degen in Empfang zu nehmen, den er noch einmal leicht zu senken versuchte, als vollbrachte er auf solche Weise und in Ehrfurcht vor dem Allmächtigen das Letzte, indem er den seinen Faden des gesponnenen Geschicks vor seinem Herzen durchschnitt, daß es ihn nicht mehr berühren noch umfesseln sollte. Ich nahm die Waffe, unwissend, was ich damit beginnen mußte, aber da wandte er noch einmal sein Haupt mir zu, ich sah, welche Beschwerden es ihm bereitete und wie der rechte Arm bereits abgestorben auf dem Lager liegenblieb. Er schöpfte jedes Wort aus einer Antiefe seiner reinen Seele; aber es stieg nur noch der kühle Atem herauf, ohne die Sprache zu tragen: „Dies meinem dritten Sohn, Reimers. Möge es einer werden. Trösten Sie Marianne. Sagen Sie ihr, daß es nicht traurig ist, einen Mann auf dem Felde der Ehre gefallen zu wissen, wenn man einem anderen zur gleichen Tugend das Leben schenken darf. Sagen Sie ihr das von ihrem Vater.“

Oh, wenn er dies gesprochen hätte, ohne Zorn, so als wär es der leichte Wellengang im Schilf, darin das Boot vor Anker gegangen war. Oh, wenn diese Worte mehr gewesen wären, als nur der Hauch, den ich noch vernahm, und der Schmerz, mit dem das Schwert aus der Hand des Richters in die meine fiel. Ich

hatte auf den Knäuel gesehen und des befreienden Atems gewartet, der mir diese Botschaft bringen sollte, die ihm sein Herz vorsprach, so als wären wir beide nun eines Gedankens.

Aber stattdessen zerschellte er an dem Felsen. Ich hielt den Degen in meiner Hand, hatte ihn gerade noch aufgefangen und festgehalten und die Hand, die ihn gegeben hatte, war herniedergefallen, wie es sonst die Art des Lebenden nicht sein sollte.

Das Zittern, das ich noch beim Überreichen verspürt hatte, war verloren, der leise Wellenschlag setzte aus, es kam kein Wort mehr aus dem Boot herüber, und nur das Angesicht des Mannes, in das ich erschrocken blickte, leuchtete wie der Strand, wenn ihn ein Fuß zur sicheren Haft betreten hat.

Dann besänftigte der ewige Schlaf die müdegebrannten Lichter.

Sie flammten noch einmal auf, als Marianne, von mir herbeigerufen, mit einem Schrei an das Bett brach, sie flammten wie eine Abendröthe von der Sonne, die längst versunken war, dann verlöschten sie vollends, um dem Frieden der Nacht das weite Land zu über-schenken.

Da aber war ich schon gegangen, den Arzt zurückzurufen.

So kam ich erst wieder, als Marianne dem Vater die Augen geschlossen hatte. Die Hände waren ihm feucht von ihren Tränen. Der Degen lag auf seinem Bett.

Ich half ihr, so gut ich es vermochte, und mit allen Mitteln des Regiments, auch diesem geliebten Toten die letzte Ehre zu geben.

Die Bäume des Friedhofs standen wie die Soldaten um den Sarg, sie rührten sich nicht, und nur die Sonne strich mit warmen Händen über die frischen Kränze hin, daß sie nicht fröhen, als bedurften ihrer Liebe die Blumen gleichermaßen wie die Menschen.

Offiziere trugen den Kommandeur, junge Kameraden des Leutnants Mittelstädter, sie wußten nichts von dem Schicksal, das einen Hügel in fremdem Land mit diesem Erdreich, so frisch aufgeworfen, verbrüdete. Mir war es, als trügen wir den letzten Ritter der verpanzerten Herzen zu Grabe, und ich führte Ma-

rienne heim zu mir, ihr die Kraft einer jungen Welt zu schenken, damit sie an ihrem Kinde genesen konnte. Schwesterlich umfing sie meine geliebte Frau.

Zum zweiten Male hatte ich das Offizierskorps also um sein Ehrengericht betrogen. Mir war es, als täte ich es aus jenem Geiste, der selbst Gesetze formt, so blutig nahe fühlte ich mich dem Leben dessen, der nun schon totgesagt war und es selbst nicht mehr vollbringen konnte.

In die Gruft des Kommandeurs hatte ich Degen und Helm und aber auch den Geist zu dem gegeben, der nichts anderes als dieses grausame und undehnbare Gesetz verkörpert hatte.

Schüsse belferten über seinen frischen Hügel, die frühe Wärme des Jahres segnete unsere entblößten Häupter.

Dann aber ging ich und trat vor die Schranken des Gerichtes und redete im Namen beider Toten von der Wahrheit einer lebendigen Ehre und jener Pflicht, zu der uns das Blut im rechten Augenblick beruft, und wir müssen ihm gehorchen.

Dort haben Sie mich gehört, junger Freund, und Sie haben mich verstanden."

So wandte er sich nun wieder an mich, der ich seiner Erzählung voller Teilnahme gelauscht hatte und sie nun in Ehrfurcht vor dem Schicksal niedergeschrieben habe. Er war zu seinem Ende gekommen. Er atmete befreit auf.

„Eine glücklichere Zukunft redete mit meinem Munde und möge auch Ihnen die Zunge dafür geben.“

„Und Marianne?“ fragte ich noch. Da beendete er, was er begonnen hatte.

„Marianne fand sich indessen im aufrechten Gehen und wirkte tapfer dem Tag entgegen, wo sie zum Glied unserer Kette wurde und das Kind ihres freundlichen Traumes zur Welt brachte.

Es war in der That ein Knabe, als ob es nicht hätte anders sein können.

Sie nahm ihn wie ein Geschenk der Götter, umschloß ihn vor deren Reide mit all ihrer Liebe und in der Würdigung ihrer großen Toten, die es beide um eine solche Gabe von ihr verdient hatten.

Den Knaben aber nannte sie Hartmut und dann noch mit dem Namen dessen und zurecht, der für sie und für das größere Vaterland seines Kindes gefallen war."

KULTURSPIEGEL DES OSTENS

Veit-Stoß-Ausstellung in Krakau

Veit-Stoß-Akademie für bildende Künste gegründet

Krakau, Anfang Juni 1941.

Für das deutsche Kulturschaffen des Generalgouvernements wird der Monat Mai des Jahres 1941 als einer der bedeutendsten in die Geschichte eingehen. Nicht allein, daß die prachtvollen gotischen Räume des alten Universitätsgebäudes von Krakau die im Reich von der Publikationsstelle des Innenministeriums, d. h. Dr. Hermann Weidhaas und seinen Mitarbeitern, zusammengestellte Veit-Stoß-Ausstellung aufgenommen haben, sie sind über diese historische Rechtfertigung hinaus die Geburtsstätte künftiger deutscher Kulturgestaltung im Osten geworden. Generalgouverneur Dr. Frank gab mit der feierlichen Eröffnung der ausgezeichneten Ausstellung im Institut für Deutsche Ostarbeit die Vorbereitung einer Medizinischen Akademie als ersten Vorläufer der geplanten deutschen Kopernikus-Universität, die Gründung einer Veit-Stoß-Akademie für bildende Künste und die Stiftung eines Veit-Stoß-Preises in Höhe von 50 000 Zloty, das sind 25 000 RM., für hervorragende deutsche Kunstleistungen im Generalgouvernement bekannt. Damit sind dem deutschen Kulturschaffen östlichster Ausstrahlung stärkste Impulse verliehen worden, die auszubauen und auszuwerten gewiß nicht verfehlt werden wird. In dieses verheißungsvolle Fundament des Ansporns auf historischem Grunde deutscher Pionierleistung der Vergangenheit und kolonialen Aufbaus der Gegenwart ist der bereits vor einiger Zeit ausgeschickte Kopernikus-Preis für wissenschaftliche Arbeiten einzubeziehen, während die neugegründete Medizinische Akademie als erster Bestandteil der völlig neuartigen biologischen Fakultät der künftigen Krakauer deutschen Universität anzusehen ist. Wie wir in diesem Zusammenhang noch erfahren, sind die Vorbereitungen für diese Kopernikus-Universität mit der Billigung und fördernden Anteilnahme des Führers seit vielen Wochen in Fluß. Noch im Laufe dieses Jahres wird ferner der Grundstein für die bereits angekündigte größte Sternwarte des Ostens gelegt werden.

Daß das alte deutsche Krakau nach dem Willen des Führers wieder Universitätsstadt wird, erfüllt unsere Herzen mit jubelnder Dankbarkeit. Welche kulturpolitischen Entwicklungsmöglichkeiten sich dadurch für den riesigen Ostraum ergeben, ist heute noch gar nicht abzusehen. Es will aber mehr als ein Symbol sein, daß die Geburtsstunde

dieser neuen deutschen Universität im Zeichen eines Veit Stoß stand, im Zeichen einer Schau seiner unvergänglichen Werke, deren bedeutendstes, der Marienaltar, in der Zeit des Krakauer Schaffens entstanden ist.

Veit Stoß in Krakau — das ist wie Albrecht Dürer in Nürnberg, es ist eine Kulmination des das Charakteristische seiner Umwelt gestaltenden Genies. Es ist — so umriß Dr. Frank die Bedeutung des Künstlers und der Stunde — wiederum ein Symbol deutschen Ringens überall in der Welt, so auch im Künstlerischen, daß dieser große Deutsche Veit Stoß es sogar erleben mußte, wie die nach ihm diese Stadt besetzenden Polen als Zeugen gegen sein Deutschtum auftraten. Der Dank, den ihm das Polentum für seine Meisterwerke, die er hier schuf, abstattete, bestand darin, daß man die deutsche Marienkirche in Krakau und den Marienaltar in dieser Kirche als polnische Werke erklärte und den Künstler Veit Stoß selbst zum Polen degradierte. Nur eine so klägliche und außerhalb der anständigen Völkergemeinschaft Europas lebende Form des völkischen Daseins, wie die polnische Nation sie darstellt, konnte in einen solchen Abschnitt der Undankbarkeit und der Kulturlosigkeit versinken. Diese Ausstellung hier in Krakau ist die stolze Antwort des Deutschtums auf diese Lüge. Veit Stoß war ein Deutscher. Er lebte und wirkte als Deutscher und er starb als Deutscher. Es ist dies daher der erste Sinn dieser Ausstellung, daß sie dem Deutschen Veit Stoß gewidmet ist. In Nürnberg wurde er geboren, aufgezogen, und dann kam er in jungen Jahren in diese Stadt. In Krakau wirkte er im Dienste der deutschen Gemeinschaften. 1481 hat er sich hier ein Haus gekauft, nachdem er vier Jahre zuvor seine Werkstätte aus Nürnberg nach Krakau verlegt hatte. Im Jahre 1496 kehrte er mit seiner Familie nach Nürnberg zurück, von wo aus er auch weiterhin für das entfernte Krakau wirkte.

Auf der Burg zu Krakau steht das überaus eindrucksvolle Grabdenkmal des Königs Kasimir, gefertigt von der Meisterhand des Veit Stoß. Dort hat er in Marmor seinen deutschen Namen eingeschrieben. Veit Stoß war einer der Großen, die einsam wie der Adler ihren Höhenflug antreten. Er lebte seinem Werk und nicht dem Kult seiner Persönlichkeit. Er lebte seinem Glauben an die Kraft des Ideals, das ihn erfüllte, und war nicht besorgt um die Propagierung

seines Namens, und er wäre vielleicht völlig unerkant hinter sein Werk zurückgetreten mit derselben herrlichen Demut wie die großen deutschen Meister des Mittelalters, wie der Schöpfer des Bamberger Reiters. Es ist aber ein Glück, daß wir über sein Leben Bescheid wissen. Die Polen, die nach ihm unmittelbar den Deutschen in Krakau die Marienkirche wegnahmen, hatten die berühmte Stiftungsurkunde des Marienaltars zum erstenmal überseht und mit einer gewissen eingeborenen Unbefangenheit den Wortlaut dieses Dokuments wiedergegeben. Es heißt hier wörtlich: „Rein Pole beteiligte sich an der Aufbringung der Mittel für die Erstellung des Marienaltars.“ Wir aber danken es der deutschen Bürgerschaft dieser deutschen Stadt Krakau, daß sie diesen Sendboten deutscher Kultur hierher in dieses Land gerufen hat, in dem er dann dieses herrliche Zeugnis deutscher Leistung schuf.

Dem Krakauer Altar ist auch in der Ausstellung unter den Werken des Meisters der Ehrenplatz eingeräumt. Er wurde im Mai 1477 begonnen und am 25. Juli 1489 vollendet. Einzelaufnahmen bringen u. a. den Kopf der sterbenden Maria, ihre Hände, die Apostelköpfe aus dem Mittelschrein, das Relief mit dem Pfingstwunder und den Kopf des Apostels im Mittelschreine ganz rechts sowie seine Hände und Füße dem Auge noch näher, als es sonst dem Beschauer möglich ist, sich in Details des Kunstwerkes zu vertiefen. Neben einer Darstellung des Marienaltars im Raume der Marienkirche in Krakau ist seine Stiftungsurkunde in lateinischem Text und in deutscher Übersetzung zu lesen. In der Reihe der Werke aus der Krakauer Zeit konnte das Institut für Deutsche Ostarbeit seinerseits eine Originalplastik des Bildhauers und Schnitzers Veit Stofz beisteuern. Es handelt sich dabei um das bemalte Steinrelief „Der Ölberg“, das der Meister um 1480 begonnen haben muß und das für den Krakauer Marienfriedhof bestimmt war. Später ist das Relief an einem Hause des Marienplatzes angebracht worden, dessen Neubau heute noch eine Kopie des Werkes aufweist. Das Original gelangte vor etwa achtzig Jahren in einen Museumsraum des alten Rathauses. Neben dem schon erwähnten Baldachingrab für König Kasimir IV. aus weißgesprenkeltem roten Marmor in der Kreuzkapelle des Doms zu Krakau besitzt die Hauptstadt des Generalgouvernements noch eine nicht minder bedeutende Plastik des Meisters in dem Kreuzstift aus Sandstein im südlichen Seitenschiff der Marienkirche, das ebenfalls aus der Zeit des Marienaltars stammt.

Welche Ausstrahlungskraft die Kunst des Krakauer Meisters bis weit in den schlesischen Raum hinein und in die Zips hinunter gehabt hat, beweist die umfangreiche Wiedergabe der Werke, die seiner Krakauer Schulführung entstammen. Da sind u. a. anzuführen die Altarschreine mit dem Tod der Maria in der Breslauer Corpus-Christi-Kirche und der katholischen Kirche zu

Schweidnitz, die ergreifende Gruppe „Johannes und Maria“ in den Breslauer Städtischen Kunstsammlungen, der Mittelteil des Altars der Breslauer Malerzunft in der Magdalenenkirche: „Der heilige Lukas malt die Mutter Gottes“ (die Komposition hängt deutlich zusammen mit einem ebenfalls aufgestellten Kupferstich des Meisters: „Die heilige Familie“), die Figur aus dem ehemaligen Hochaltar der Annakirche zu Zobten: „Heilige Anna Selbtritt“, die „Maria mit dem Kinde“, eine der drei Sandsteinfiguren vom alten Odertor in Glogau (sieht an der Ostseite der Oderbrücke), der Altarschrein mit der Legende des heiligen Stanislaus aus der Goldschmiedekapelle der Magdalenenkirche in Breslau (sieht in den Städtischen Kunstsammlungen) und der Altar der „Goldenen Marie“ von Hans Olmücker in der Frauentirche zu Görlitz.

Aus der Nürnberger Schaffenszeit des Meisters sind vor allem Darstellungen des Bamberger Altars, einige Kupferstiche und Gemälde vertreten. Eine besondere Krakauer Ergänzung des Schauwertes bilden noch die vier Flügel des Altars mit der Taufe des Herrn aus dem südlichen Seitenschiff der Florianskirche zu Krakau-Klöpper. Sie besaßen sich ursprünglich in der St.-Scholastica-Kirche und sind für die Kapelle der deutschen Kaufmanns- und Industriellenfamilie Boner in der St.-Marien-Kirche gearbeitet worden. Sie stellen dar: Die Bußpredigt Johannes des Täufers in der Wüste, die Taufe des Volkes im Jordan, den Tanz der Salome und die Enthauptung des Täufers. Im Zuge der Tätigkeit des Sonderbeauftragten für die Sicherung der Kunstschätze wurden die Tafeln restauriert. Hierbei ergab sich eine so hohe Qualität, daß auch an Veit Stofz selbst als Urheber gedacht wurde.

Reichhaltig ist auch das dokumentarische Material der Ausstellung. Es führt zu einem guten Teil an Hand von Fotokopien, Sippentafeln und Stammbäumen in die Geschichte der Familie Stofz ein, wie sie sich nach den Forschungsergebnissen des Nürnberger Dr. Adolf Jäger ergibt, der u. a. auch den wissenschaftlichen Nachweis erbrachte, daß die deutsche Familie Stofz eine kaum geringere Bedeutung erreichte als die Fugger und Welser. Neben einer Reihe eigenhändiger Schreiben des Meisters finden noch eine Tafel mit allen bekannten und dem Meister von der Wissenschaft zugeschriebenen Werken, verteilt auf die durch ihre heutigen Wappen dargestellten Länder, und eine erdkundliche Karte der Orte, in die Veit Stofz Werke geliefert hat, verstärktes Interesse.

Fürwahr, diese Schau ist ein gutes Omen für die deutsche Kulturarbeit des Generalgouvernements; in ihr reichen sich Vergangenheit und Gegenwart die Hände, um aus gemeinsamer Kraft und Führung das Künftige zu gestalten.

Bruno Hans Hirsch.

Befeelte Landschaft

Kunstaussstellungen in Oberschlesien

Kattowich, Anfang Juni 1941.

So starke Resonanz der schlesische Dichter, der schlesische Musiker seit je im Reiche gefunden haben, so ungerechtfertigt schien die bildende Kunst dieser Landschaft zu einem mehr als bescheidenen Schattendasein verurteilt. Ein Grund mochte darin liegen, daß gerade tüchtige und wertvolle Kräfte nach dem Westen abwanderten und der schöpferische Blutstrom des damaligen Grenzgaues zum großen Teil in die großen Kunstzentren des Reiches, wie Berlin, Dresden, München, abfloß. Ein wesentlicher Grund, der zugleich auch das eben Gesagte bedingte, lag in dem Mangel an einer einheitlichen, von großen Gesichtspunkten gelenkten Führung, an Zusammenschlüssen anregender oder fördernder Art, denen es gelingen konnte, die vorhandenen Kräfte an den heimatischen Boden zu binden, ihnen das Bewußtsein einer landschaftlichen und grenzpolitischen Verpflichtung zu geben und ihnen gleichzeitig die notwendige Resonanz im gesamtdeutschen Kunstleben zu verschaffen.

Es war daher für alle am schlesischen Kunstschaffen Interessierten eine tiefe und große Genugtuung, als Landeshauptmann Adams bei der Eröffnung der Großen Schlesischen Kunstausstellung 1940 in Breslau die Gründung eines „Kunstvereins Schlesien“ ankündigte, der, aufgeteilt in örtliche Kunststränge, das schlesische Ausstellungsweesen einheitlich betreuen und vor allem für die öffentliche Kunstförderung in Schlessen auch eine gesunde wirtschaftliche Basis schaffen sollte. Dieser Plan ist inzwischen verwirklicht worden. Der neugegründete „Kunstverein Schlesien“ organisierte zunächst eine Reihe schlesischer Kunstausstellungen im Reich, die überall, wo sie an die Öffentlichkeit traten (zuerst in Berlin, Hamburg, Kiel, Lübeck), ungewöhnliche Besucher- und Verkaufserfolge zeitigten und vor allem bei den sachkundigen Kreisen Überraschung und Verwunderung hervorriefen über das bislang ungekannte schöpferische Vermögen des östlichen Gaues. Einen offenkundigeren Beweis für die Notwendigkeit einer stärkeren Aktivität Schlessens auf kunstpolitischem Gebiet als den erfolggekrönten Weg dieser Ausstellungen hätte es kaum geben können.

Gleichzeitig entstand in allen größeren Städten Schlessens unter Vorsitz der Oberbürgermeister die Organisation der Kunststränge, die, auch nach der Teilung des Gaues, von Oberschlessien als wertvolles Erbe gemeinsamer kultureller Planung übernommen wurde und seitens der (bisher noch ungeteilten) provinziellen Selbstverwaltung auf das lebhafteste unterstützt wird. Für Oberschlessien hat die Tätigkeit der Kunststränge, die mittlerweile allenthalben mit der Eröffnung von Ausstellungen schlesi-

scher Künstler begonnen hat, doppelte Bedeutung und eröffnet dem Kulturleben des Gaues gänzlich neue Perspektiven. Einmal ergibt sich die Möglichkeit, die bodenständigen schaffenden Künstler dieses Raumes weitaus enger als bisher an das gesamt-schlesische Kunstleben heranzuführen, ihnen Widerhall zu verschaffen und neue Arbeitsimpulse zu vermitteln. Andererseits aber wird sich auch der Blick Oberschlessens in Zukunft stärker auf die zeitgenössische Kunst Schlessens als Gesamterscheinung richten. Gerade in Breslau und in Niederschlessen wirkt eine Reihe hervorragender Künstler, deren Namen hier durchaus noch nicht genügend bekannt sind, obwohl die landschaftliche und seelische Einheit der schlesischen Kunst trotz der Größe des Raumes, trotz der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen überraschend stark ausgeprägt ist.

Daß aus der Erkenntnis solcher Begebenheiten neue, fruchtbare Antriebe und schöpferische Kräfte erwachsen und darüber hinaus auch die Freude an der bildenden Kunst zu einem wesentlichen Element kultureller Aufbauarbeit im wiedergewonnenen Osten wird, ist letzten Endes der Sinn der Arbeit unserer Kunststränge.

Die Ausstellungen, die man in den letzten Wochen dieses Kunstwinters zu sehen bekam, waren zumindest ein schöner, verheißungsvoller Beginn. Den Grundstock bildeten zwei Kollektionen der Großen Schlesischen Kunstausstellung 1940, die als Wanderausstellungen durch alle größeren Städte Oberschlessens gingen und durch Sonder-schauen der am Orte befindlichen Künstlergruppen jeweils ergänzt wurden. Sie verbanden also heimatliche Kunstförderung mit stammesmäßiger, gesamt-schlesischer Sicht und boten auf diese Weise Vergleichsmöglichkeiten, die sich keinesfalls zu ungunsten des bodenständigen Schaffens auswirkten.

Überrascht erfaßte der Betrachter dieser Ausstellungen die umspannende Größe und Weitläufigkeit des schlesischen Kulturraumes, der von den Beskiden bis zum Tsergebirge reicht. Zentren und Strahlungsbereiche des künstlerischen Schaffens, sehr verschieden in ihrer Eigenart und ihren persönlichen Merkmalen, kristallisierten sich aus der fürs erste kaum übersehbaren Fülle bildkräftiger Eindrücke: Breslau, die Großstadt und Metropole, als Sammelbecken künstlerisch ehrgeiziger, aber auch akademisch gebundener Kräfte; das Riesengebirge als Heimstätte des Schlessertums schlechthin, in der bildenden Kunst nicht weniger als in der Dichtung; das Sudetenland, das in seiner selbstbewußten kulturellen Abgeschlossenheit von Troppau bis Gablona Persönlichkeiten von ausgeprägtem

Profil hat reifen lassen; das industrielle Oberschlesien, dessen Kunst der Rhythmus der Arbeit ebenso wie das Grenzlandschicksal entscheidende Impulse gab; dicht daneben der heute zum gleichen Gau gehörige Bestkünstlerkreis in Bielitz, das sich seinen einsitigen engen Beziehungen zu Wien heute noch verpflichtet fühlt.

Bei aller Verschiedenheit der Temperamente und der persönlichen Handschriften eröffnet sich dem Beschauer doch auch das stammesmäßig Bindende, das als typisch schlesisch anzusehen ist, und sei es nur die besondere Art, die Landschaft von innen her zu sehen, sie zu beseelen, sich in sie zu versenken.

Während das Bild der meisten repräsentativen Ausstellungen des Reiches, vor allem der Großen Deutschen Kunstausstellung, gleichberechtigt neben dem Naturerlebnis den Menschen und seine Umwelt, das Bildnis und den Akt als Ausdruck eines neuen Lebensgefühls, nicht zuletzt auch den Niederschlag des Zeitgeschehens aufweist, dominierte in diesen schlesischen Ausstellungen die reine Landschaft und das Stillleben. Das Bildnis und das Zeitthema traten dagegen zurück, der Akt war überhaupt nicht vertreten. Wer Eichendorff, Carl Hauptmann, Hermann Stehr, Hans Christoph Raergel, Friedrich Bischoff kennt, weiß, wie stark der Schlesier — stärker vielleicht als jeder andere deutsche Stamm — seinem Wesen nach der Natur verbunden ist, wie er oft auf das wunderbarste in ihre Tiefe, ihre Seele einzudringen vermag, wie sein Wesen überhaupt mehr dem Stillen und Beschaulichen zugeneigt ist und den schallenden Prunt ebenso verschmätzt wie die Klügelei des blinkenden Geistes.

Energischer als der Niederschlesier drängt der Oberschlesier zum Gegenständlichen und greift nach den Problemen, die um ihn her fluten und seinen Alltag erfüllen. Er ist nach außen Realist und trägt in sich doch einen starken Hang zum Symbolischen, der sich indessen selten im verdämmernden Zwischenlicht oder in der Hingabe an Stimmungskonzentrierten, klaren und schlichten künstlerischen Sprache ausdrückt.

Sucht man nach typischen Stammesmerkmalen und eindeutigen landschaftlichen Bindungen obererschlesischen Kunstschaffens, dann prägt sich vielleicht am stärksten die Erscheinung Franz Sikoras ein. Eine ungemein eigenwillige, dynamisch wirkende Erscheinung, die nicht zuletzt durch die bekennerschaft offenbarte Bodenständigkeit der Schaffensimpulse überzeugte. Eine vor Härten nicht zurückschreckende Klarheit der Umrisse und des Ausdrucks, eine bis zum Konstruktiven bewußte Formgebung, in der ein häufig wiederkehrendes „Wellenmotiv“ auffällt, lebhaft, aber schlichte Farbkontraste, die gerade durch die Klarheit der Motive ihren Reiz gewinnen, sind charakteristische Züge dieses ostobererschlesischen Künstlers.

Eine besondere Rolle spielt in der obererschlesischen Landschaftsmalerei seit jeher das industrielle Thema. Aber selbst auf diesem enggeschnittenen Sektor gibt es überraschende Varianten. In hellen, optimistischen Tönen und mit fast behaglicher Ruhe und Bedachtsamkeit entdecken die feinsinnig abgestimmten Aquarelle und Gemälde des Königsbütters Rudolf Kober die poetischen Momente der heimatlichen Industrielandschaft. Man muß im Vergleich dazu das in dramatischem Furioso hingeworfene „Winterliche Industrieviertel“ von Ferdinand Till (Witkowski) oder die düstere Wucht einer winterlichen Hüttenlandschaft des Rattowitzer Professors Viktor Strauß sehen, um zu ermessen, mit wie verschiedenartigem Temperament über das gleiche Thema Gültiges und Wertvolles ausgesagt werden kann. Der zum Beuthener Kreis gehörende Willy Dänke ist zu den Stätten der Arbeit selbst vorgedrungen und schildert sie mit großzügigem Schwung, phantastisch glühenden Farben und kompositorischem Temperament.

Im Gegensatz zu dem Genannten zeigt sich der Rattowitzer Maler Paul Felken-dorff vor allem dem dörflichen Anteil der Heimat verbunden. Seine von leuchtendem Humor beseelte „Bauernkate“ kennzeichnet nicht minder sein warmes Verhältnis zur Landschaft als der in zügiger, temperamentvoller Mischtechnik gestaltete „Steinbruch“ oder „Dorfingang“. Auch der Hindenburger Josef Selbes fühlt sich neben zügig behandelten Industrietemen zum Naturerlebnis hingezogen und gibt sich ihm in schwunghaft sorgloser Farbenfreude hin. Unter den reinen Landschaftern sind vor allem auch die beiden Bielitzer Vinzenz Czako und Karl Gebauer zu nennen. Zu den über die engere Heimat hinaus bekannten obererschlesischen Namen gehört Günther Dornich (Hindenburg), der bereits mehrfach auf der Großen Deutschen Kunstausstellung zu sehen war. Der Beuthener Rudolf Misliwicz formt in kühlen, tiefen Farben ein Motiv aus dem Danziger Hafen, schafft aber im übrigen vorwiegend aus dem Erlebnis der heimatlichen Landschaft. Großzügige Anlage und kompositorisches Formgefühl treffen sich dabei zuweilen mit einer merkwürdigen Neigung zum naturalistischen Detail („Kartoffelernte“, „Annaberg“). Erich Zabel (Beuthen), der ähnliche Wege geht, zieht die Aufmerksamkeit des Besuchers mit dem großformatigen Gemälde „Rast am Wege“ auf sich, das ebenso durch die Eigenart der Komposition wie durch die Fertigkeit des Malerischen fesselt. Sein Frauenbildnis „Ursel M.“ besticht er durch seine künstlerische Freizügigkeit, durch die herbe Zeichnung des Profils und die malerisch feinsinnige Behandlung des Gewandes. Herbert Winter, ebenfalls Beuthener, zieht sich mit einem kostbarer Marktbild in die Beschaulichkeit vorväterlicher Temperamente zurück und überrascht durch eine zeichnerisch ge-sehene Weidenlandschaft. Richard Denke

und Franz Hoffmann, beide ganz der farbigen Impression hingegeben, erweisen sich in kühnen Aquarellstudien als eigenwilliger Gestalter der Gebirgslandschaft.

Mit verhältnismäßig wenig Namen, jedoch durchweg beachtlichen Arbeiten wartete in diesen Ausstellungen die Graphik auf. Neben dem ausgezeichneten sudetendeutschen Radierer Rudolf Mather trafen wir hier vor allem den Kattowitzer Willy Heier, den verdienstvollen Führer der Kattowitzer Künstlergruppe im einstigen Polen an, der fünf Kreidezeichnungen aus seinem polnischen Kriegstagebuch beigezeichnet hatte. Heier ist gegenwärtig wohl die stärkste karikaturistische Begabung, über die die beiden schlesischen Gauen verfügen. Sein unbeschreiblich trockener, satirischer Humor, der sich im Politischen auch zu ätzender Ironie wenden kann, erfasst mit schärfem Blick den Alltag des Krieges und lebt sich selbst noch im Defaſter einer Brüdensprengung aus, die er mit ergötzlicher Liebe zum karikaturistischen Detail abbildet. Eine Köstlichkeit von Grete Jahr-Queißer bezaubert durch ihre geloderte Anmut und mädchenhafte Keuschheit in Haltung und Ausdruck.

Die bedeutendsten Schlesier im Reich repräsentiert wie wenige der Name des in München lebenden Erich Erlcr. Seine „Kameraden“ formen in lapidarer Wucht das Kriegserlebnis: eine dramatisch erschütternde, von Geschosspuren durchlichtete Nachtsszenarie, in der deutsche Soldaten verwundete Kameraden aus dem feindlichen Feuer holen. Karl Kayser-Eichberg (Potsdam) schenkt die Reife seines Formempfindens den Impressionen einer dämmerigen

„Tauwetter“-Stimmung. Bewußt historisierend, wenn auch höchst effektvoller greift Christ. Gotthard Hirsch (Berlin) mit seinen Alpen- und Sudetenlandschaften in die Bezirke romantischer Landschaftschau zurück. Stark romantisierend wirkte auch die meisterlich gemalte „Queißlandschaft“ von Max Dürschke (Berlin).

Einige ausgereifte Arbeiten schlesischer Plastik gaben den Ausstellungen erfreuliche Bereicherung: ein prachtvoll gespannter knieender Frauenakt von Ernst Seeger, die idealisierten Frauengestalten Fritz Theilmann's (Bunzlau) in einer formvoll aufgebauten Gruppe badender Mädchen, sein lebensgroßer Mädchenakt voll anmutigster Poesie, ein feingeschnittener Knabekopf des Holzbildhauers Oskar Wache (Bad Warmbrunn), der durchgeistigste Kopf des Hygienikers Heim von Kurt Ujchauer (Warmbrunn) und ein massiger „Athlet“ von Paul Schulz (Breslau).

Insgesamt stellten diese Ausstellungen der oberschlesischen Kunststränge einen ersten Versuch dar, die Gesamtercheinung der schlesischen Kunst und damit die kulturschöpferischen Kräfte dieser Landschaft überhaupt dem Grenzraum bewußt werden zu lassen, zugleich aber auch das Schaffen der engeren Heimat anzuregen und zu fördern. In welchem Maße dieser Versuch einem echten Bedürfnis entsprach, zeigten sich nur die Besucherzahlen die insgesamt in die Zehntausende gingen, sondern auch der recht beträchtliche Verkaufserfolg, an dem Dienststellen und Privatkäufer gleich stark beteiligt waren.

Wolfgang Pohl.

Deutsche Mädelarbeit im Osten

Posen, Anfang Juni.

Im Wartesaal des Posener Hauptbahnhofes saßen drei junge Mädel. Aus ihren Gesprächen war zu entnehmen, daß sie im Warthegau als Hilfslehrkräfte zum Einsatz kommen sollten. Vor wenigen Wochen hatten sie noch selbst die Schulbank gedrückt, und nun sind sie vor die verantwortungsvolle Aufgabe gestellt worden, irgendwo — jede an einem anderen Orte — im Gau als Lehrende vor deutsche Jungen und Mädel zu treten. Alle drei stammten aus dem Altreich; der Osten ist ihnen bisher ein relativ fernliegender Begriff gewesen, und so ergingen sie sich in Mutmaßungen, wie sie es in ihrem ersten selbständigen Wirkungsbereich, den sie wohl dem Namen nach kannten, von dem sie sich aber keine Vorstellung machen konnten, antreffen würden. Aber aus ihren Reden klangen keinerlei Beklemmungen vor dem Ungewissen; sondern sie haben frohen Mutes den Weg nach dem Osten angetreten. Die Unterhaltung der drei Mädel gab die Gewißheit, daß sie sich mit dem Neuen zurechtfinden werden. Was ihnen vielleicht noch an Er-

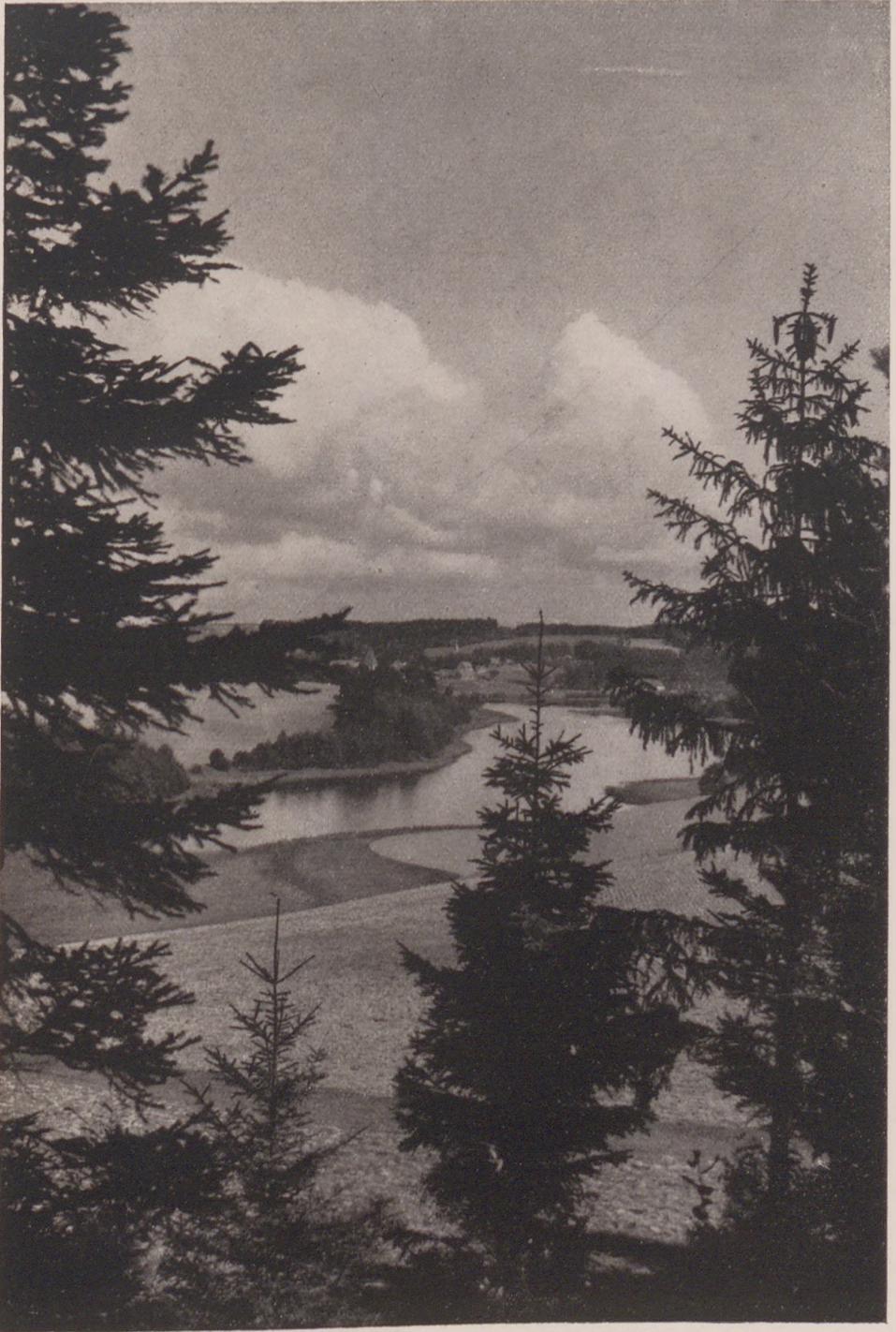
fahrung mangelt, das wird ausgeglichen werden durch den frischen Mut der Jugend und durch die frohe Beschwingtheit ihrer jugendlichen Seelen. Selbst noch im Jungendalter stehend, werden sie leicht den Weg in die Herzen der neuen deutschen Jugend finden, die aus weiter Fremde Einkehr in das deutsche Vaterland gehalten hat. Und wenn die drei Mädel aus ihrer Arbeit den Osten kennen und lieben gelernt haben werden, dann werden sie später — wieder daheim — die Erkenntnis vom Wesen des Ostens und seiner Bedeutung für das Großdeutsche Reich verbreitern und vertiefen helfen.

Wenn einmal die Geschichte über die Wiedereingliederung der einst durch den Versailleser Vertrag geraubten deutschen Ostgebiete geschrieben wird, dann wird in diesem stolzen Buch auch ein Kapitel der deutschen Mädelarbeit im Osten gewidmet sein müssen. Denn was der Soldat in kühnem Mute mit dem Schwert zurückerobert hat, das hat das deutsche Mädel — ob als B.M.-Führerin, oder als Landhelferin, oder

als Arbeitsmaid — in hingebungsvoller, stiller Kleinarbeit im Haushalt deutscher Ostfamilien für die Zukunft mit sichern helfen. Von der Bedeutung und Mannigfaltigkeit dieser Mädelarbeit haben mehrfache Besuche in wartheländischen Lagern der Arbeitsmädchen ein eindrucksvolles Bild vermittelt. Für den Außenstehenden am sinnfälligsten kam diese Arbeit im Dienste der Volksgemeinschaft in drei Berichten zum Ausdruck, die gelegentlicher Feierstunden von drei Mädchen — einer Oberschlesierin, einer Baltin und einer Hamburgerin — über ihre Tätigkeitsbereiche gegeben wurden. Das obereschlesische Mädchen war einem volksdeutschen Hofe zugeteilt worden. Hier hatte der polnische Blutterror einer Bäuerin mit vier Kindern den Mann und den ältesten Sohn genommen. Unter dem harten Schicksal war die Bäuerin zusammengebrochen und wollte keinen Anteil mehr am Leben nehmen. Die junge Arbeitsmaid hatte es verstanden, über die Kinder die Frau wieder wachzurütteln und der Jugend wieder die Mutter zu geben. Als schönsten Lohn ihrer Mühe war der Maid das Bewußtsein, den Hof und seine Bewohnerschaft wieder mit frohem Lebensmut erfüllt zu haben. Die junge Baltin hatte in einem entlegenen Dorf die Betreuung eines Kindergartens übernommen. In den ersten Tagen ihrer Wirksamkeit hatte sie einen regen Zuspruch, dann aber blieb ein Kind nach dem anderen fern. Verzweifelt suchte die Maid nach von ihr begangenen Fehlern, die die Kinder entfremdet haben könnten. Endlich kam sie hinter das Geheimnis. Noch unter den Nachwirkungen der polnischen Vergangenheit war die Erziehung zur Sauberkeit Kindern und auch Müttern unbequem geworden. Doch die junge Baltin hielt tapfer durch. Mit dem reichen Schatz deutscher Märchen hat sie sich den Weg in die Herzen gebahnt. Kinder und Eltern haben sie später ungern scheiden sehen. Die junge Hamburgerin — eine angehende Studentin der Philologie — hatte als ersten Arbeitsplatz außerhalb des Lagers einen warthländischen Hof erhalten. Der Bauer hatte bisher jede Hilfeleistung durch den Arbeitsdienst abgelehnt; es fehlte ihm, wie er sagte, „das Vertrauen zur Leistungsfähigkeit der jungen Mädels“. Eines Tages erschien er doch, um Hilfe bittend, bei der Lagerführerin; denn seine Frau war bettlägerig geworden und mit fünf Kindern im Hause konnte er nicht fertig werden. Mit bangem Herzen ist die junge Hamburgerin in den Hof gegangen. Aber als sie nach Hamburger Art resolut durchgriff und Ordnung in das Durcheinander des frauenlos gewordenen Haushalts brachte, da war schnell das Vertrauensverhältnis zwischen ihr und dem Bauern hergestellt. Den Kindern wurde sie eine liebe Tante, die jeden Morgen sehnsüchtig erwartet wurde.

Von dem segensreichen Wirken deutscher Mädels im Osten überzeugte ein anderes Erlebnis im Lager von Marishyn im

östlichen Zipfel des Warthegaues. Hier hatten die Arbeitsmädchen die ländliche Umgebung — meist warthynien- oder galiziendeutsche Rückkehrer — zu einem Frühlingsfest geladen. Die fleißigen Hände der Jungmädels hatten das Lager in ein freundliches Städtchen verwandelt. Im Keller war die Gasse der Handwerker untergebracht; hier gab es für die jungen Gäste im Bäderladen wohlfeile Süßigkeiten; vor den Fleischern konnten sich die Jungen im kühnen Schwunge ledere Würste erhaschen; beim Schneider und Schuster gab es manche von den Müttern freudig begrüßte Zuschüsse an Kleidungsstücke und Schuhwerk. Die Mädels hatten die Sachen in ihrer Freizeit hergerichtet und zusammengetragen. Die Obergeschosse des Lagers waren zu Festplätzen umgewandelt worden. Ein Rasperletheater und eine Glücksbude mit selbstangefertigtem Spielzeug sorgte für die Unterhaltung der kleinen Gäste, während die Großen auf der Festwiese eine Kapelle zum Tanze lockte. Es war ein Fest, wie es sicher auch anderwärts im Ostreich von den Arbeitsmädchen für ihre ländlichen Betreuungsbezirke veranstaltet wird. Aber hier im Osten sind solche festlichen Zusammenkünfte von weit größerer Bedeutung als nur unterhaltender Art. Für die aus der Fremde heimgeholten deutschen Volksgenossen sind es Stationen, die sie immer enger mit der neuen Heimat und mit den Brüdern und Schwestern aus den übrigen Teilen des Reiches zusammenführen. Wie solche Veranstaltungen von den Heimkehrern empfunden werden, das zeigte deutlich der Ausspruch eines galizischen Bauern an jenem Sonntagnachmittag im Lager von Marishyn. „Wenn es auch nicht leicht gewesen ist, die alte Heimat zu verlassen, aber hier sind wir gleiche Menschen und das ist das Schönste. Die Mädels vom Arbeitsdienst haben uns, und namentlich unseren Frauen, viel mitgeholfen, daß wir uns so rasch in die neuen Verhältnisse einfinden konnten.“ Und nachdem sich der Festes trubel verlaufen hatte, ergab sich noch die Gelegenheit zu einer Plauderstunde mit den Mädchen des Lagers. Die meisten von ihnen — sie gestanden es freimütig — sind mit einem leichten Bangen dem Ruf in den Osten gefolgt. Mit der Freude an der dankbar aufgenommenen Arbeit hat sich auch das Verständnis und die Liebe für das Ostland eingestellt. Und es war ein beachtlicher Prozent unter den Mädchen festzustellen, die sich mit dem Gedanken trugen, nach der Ableistung ihrer Dienstpflicht und nach ihrer beruflichen Ausbildung wieder in das Ostland zurückzukehren. So ist es nicht nur bei den Arbeitsmädchen, sondern auch bei den anderen Organisationen der weiblichen Jugend. Mit dem Verständnis für den Ruf des Ostens und ihrer freudigen Einsatzbereitschaft im Dienst am wiedergewonnenen Osten haben die deutschen Mädels einen unaussprechlichen Ehrenplatz im Buch der deutschen Ostgeschichte gewonnen. Schimmig.



Der Mariensee

„Deutsche und osteuropäische Weltanschauung“

Breslau, Anfang Juni 1941.

Es war im Frühling 1915, dem zweiten Jahre des „Großen Krieges“, wie ihn die Engländer nennen, als Wilhelm Wundt, der berühmte Psychologe, in dem Vorwort seines Buches „Die Nationen und ihre Philosophie“, das eine meisterhafte Schilderung des Geistes der europäischen Völker in Krieg und Frieden enthält, folgende Worte schrieb: „... aber nichts ist geeignet, die in Zeiten des Friedens leicht der oberflächlichen Beobachtung entgehenden und zum Teil auch tatsächlich durch den internationalen Verkehr sich verbergenden Unterschiede der Volkscharaktere lebendiger hervortreten zu lassen, als der Krieg, der die Leidenschaften weit mächtiger erregt, als es andere in den Verlauf des friedlichen Lebens eingreifende Ereignisse jemals tun können.“

Dieser Worte Wilhelm Wundts, deren Wahrheit und Bedeutung zu überprüfen wir in unseren Tagen wiederum Veranlassung haben, mußten wir uns unwillkürlich erinnern, als wir kürzlich der Eröffnungsfeier der Volksbildungsstätte zu Breslau beiwohnen durften, in der Universitätsprofessor Dr. August Faust zu Beginn der Sommerarbeit in einem längeren Vortrag über das Thema „Deutsche und osteuropäische Weltanschauung“ sprach. Gerade der gegenwärtige Krieg, sein Ursprung und sein Verlauf, drängen uns dazu, die Frage nach dem weltanschaulichen Standort der verschiedenen an dem großen Ringen beteiligten Völker erneut zu stellen. Wieder erkönte im Westen des Reiches das „Le jour de gloire est arrivé“, im Nordwesten das „Rule Britannia.“, und an den Grenzen des deutschen Ostens trieb der polnische Messianismus sein Unwesen. In solchen Zeiten der kämpferischen Auseinandersetzung ist es in der Tat angezeigt, sich auf die Grundlagen deutscher Art und Haltung zu bestimmen und die Unterschiede zu unseren Nachbarn herauszustellen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte die Zuhörerschaft im Auditorium Maximum der Breslauer Universität den Worten des Redners. Prof. Faust arbeitete die klaffenden Unterschiede heraus, die das deutsche Denken von der weltanschaulichen Grundhaltung der westeuropäischen und osteuropäischen Völker trennen.

Den Mittelpunkt aller Weltanschauung, so stellte der Vortragende fest, bildet die Einstellung zur Frage des Sinnvollen, des „Bösen“.

An zahlreichen aus der Philosophie, und vornehmlich der Dichtung entnommenen Beispielen zeigte er, daß der europäische Westen immer wieder zu der Auffassung neige, das „Böse“ in der Welt lediglich als etwas Außerliches, durchaus Harmloses, abzutun. Man vermeint, Mensch und Natur seien ursprünglich gut und brauchten sich nur zu

einer allgemeineren Weltbeglückung frei zu entfallen. Man glaubt an einen beständigen Fortschritt der Menschheit. Im Leben des einzelnen sei das „Böse“ ebensowenig da, wie im politischen Geschehen. Man erinnert sich in diesem Zusammenhang daran, eine wie große Rolle in der französischen Philosophie die Frage gespielt hat: „Wie ist es denkbar, daß aus dem menschlichen Egoismus auf dem Wege naturgesetzmäßiger Entwicklung der Altruismus hervorgehe?“ und daß Guyau den Satz „der Altruismus ist ein erweiterter und gesteigerter Egoismus“ eingehend zu begründen versuchte. Diese Thesen haben nur auf dem Boden jener Grundanschauung wachsen können, die da besagt, das freie Spiel der Kräfte befördere das Wohl der Menschheit, man dürfe die ursprünglich gute Natur, den ursprünglich guten Menschen, in der Entwicklung nur nicht beeinträchtigen. Von diesem Standort aus lassen sich die in Westeuropa beheimateten und behüteten Begriffe „Liberalismus“, „Demokratie“ und „kapitalistische Wirtschaftsform“ erklären und herleiten. Nur eine Ausnahme, so fuhr der Redner fort, sei offenbar nach der Ansicht der westlichen Demokraten zu machen, nämlich die, daß die wenigen wirklich Bösen, die auf dieser Welt existieren, eben nur die Deutschen seien. Als eine Besonderheit der englischen Denkungsart hob Prof. Faust noch die puritanische Einstellung hervor, die in der Unterdrückung und Verflistung anderer Völker und in der Anhäufung von Kapitalien Gnadenakte Gottes sehe.

Besonders bemerkenswert waren die Ausführungen des Redners über die osteuropäische Grundeinstellung zum „Bösen“. Zwar erkenne man auch hier das Böse, aber man versuche, es durch religiöse Einflüsse innerlich zu überwinden. Das „Böse“ fasse man im Osten als eine Art von Scheinwirklichkeit auf, die wesentlich in der Abkehr von Gott und seinen Geboten bestehe, und nur in dem Bekenntnis zu Gott beseitigt werden könne. Im Zusammenhang hiermit stehe die verlogene, durch eine verrottete Schicht künstlich gezüchtete politische Weltanschauung vom polnischen Messianismus, mit der die Polen ihre Kulturpropaganda zu rechtfertigen versuchten. Das polnische Volk, das unschuldig so viel gelitten und über sich habe ergehen lassen müssen, sei zur Erlösung der Welt berufen. Dieser Wahn, der übrigens im polnischen Volke nie recht hat Fuß fassen können, sei den Gründen für den schließlichen Zusammenbruch des polnischen Staatswesens beizuzählen.

Der Redner lenkte sodann seine Betrachtungen auf die deutsche Weltanschauung. Der deutsche Mensch schiebe das „Böse“ nicht äußerlich beiseite, leugne es nicht, und versuche nicht, es durch einen religiösen angehauchten Pietismus zu überwinden; er

nehme es vielmehr ernst und sehe in dem „Bösen“ etwas Notwendiges. Nur durch das Vorhandensein des „Bösen“ wurde nach deutscher Auffassung der Mensch zur beständigen Auseinandersetzung geführt und erhalte den Antrieb zu großen Taten. Denn im Kampfe erkenne er die Quelle alles Erhabenen und Göttlichen. Der Zwang zur Auseinandersetzung mit dem „Bösen“ bringe es mit sich, daß das Volk stark und mächtig werde und heldenhaft. Den heldischen Gedanken fänden wir in der germanischen Dichtung, in der deutschen Mystik, bei Luther Kant und Nietzsche. Der Krieg sei für den

Deutschen schon immer etwas Ernstes und Großes gewesen. Die Kriegsauffassung unserer Tage werde von uns heute als vorbildlich empfunden: der Deutsche verschmähe es nicht, sich gleich den germanischen Göttern dem Untergange zu weihen, um die wertvollen Güter der Nation zu schützen und zu mehren.

Die Ausführungen Professor Fausts wurden begeistert aufgenommen. Sie bildeten einen würdigen Anfang der Sommerarbeit der Volksbildungsstätte, die ihren Arbeitsplan nach den Erfordernissen der Gegenwart gestaltet hat. Dr. Kurt Schwarzer.

Ein 2000 Jahre benutzter Friedhof - und mancherlei Kultur

Stettin, Anfang Juni.

Nicht weit von Stettin, im Südwesten des Kreises Randow, bei Barzin, entdeckte man einen Friedhof, der vor 4500 Jahren angelegt wurde und dann über 2000 Jahre lang in Benutzung blieb. Sowohl in der räumlichen Ausdehnung als in der zeitlichen Begrenzung der Benutzung (von der jüngeren Steinzeit bis in die sechste Periode der Bronzezeit), handelt es sich hier um das bedeutendste geschichtliche Gräberfeld, das man bisher in Pommern gefunden hat. Es läßt außerordentlich wertvolle Schlüsse auf die Vorgeschichte des Randowtales zu.

Bei Planierungsarbeiten stieß man auf die vorgeschichtlichen Grabanlagen, und der staatliche Vertrauensmann für die pommerischen Bodenkulturtümer, Direktor Dr. Kuntze vom Pommerischen Landesmuseum, ließ durch Rukhos Dr. Bethe gleich die Fundstelle untersuchen und bearbeiten. Wenn man sich auch im Anfang von den Ergebnissen nicht allzuviel versprach, so stellte sich doch sehr bald heraus, daß man es mit einem außerordentlichen Fund von dem oben umrissenen Ausmaß zu tun hatte. Es ergab sich dabei, daß die älteste Kulturschicht über dem natürlichen Boden etwa aus der Zeit um 2500 bis 2000 vor der Zeitwende stammt. In dieser Schicht finden sich erstmalig in Pommern Tierknochen in den Überresten des Dorfes.

Aus dieser Epoche stammt ein übermannslanges Plattenkistengrab, das ein Zeugnis erstaunlicher handwerklicher Fertigkeit darstellt. Die Seitensteine sind so sorgfältig behauen und aus dem großen Block herausgetrennt, daß man sie heute noch wieder zum ursprünglichen Block zusammensetzen kann. Die Fugen sind mit kleinen Sandsteinplättchen ausgefüllt. Bemerkenswert bleibt, daß dieses Mauerwerk älter ist als die ältesten auf deutschem Boden gefundenen römischen Mauerreste.

Da es sich um ein Sippengrab handelt, findet man hier keine ganzen Skelette, sondern nur Knochenreste. Man muß sich das

daraus erklären, daß bei späteren Bestattungen die Überreste früherer Skelette einfach beiseite geschoben wurden. Ein seitlicher Gang bildete den Zugang zu dem Grab, das in dieser Anlage Ähnlichkeit mit der Kultur Dänemarks hat.

Auf der ungefähr einen Quadratkilometer großen Fläche findet man weitere bemerkenswerte Zeugnisse dieser frühen Zeit: Siedlungsreste und Gräber, die sich durch Beigaben thüringischer Schnurkeramik und havelländischer Tonwaren auszeichnen. Die Verschiedenheit in der Herkunft der Funde darf nicht zu dem Schluß verleiten, daß hier eine ständige Neubesiedlung stattgefunden habe, vielmehr wird man annehmen müssen, daß sich die Männer der Siedlung Frauen mit reichem Heiratsgut aus den verschiedensten nordischen Kulturbereichen holten, und daß durch die Mannigfaltigkeit des damit auftauchenden Geräts auch die Mannigfaltigkeit der Grabbeigaben sich erklären läßt.

Recht beachtlich ist auf dem Gelände auch ein Doppelhockergrab. Hier ruhten in einer Kammer aus waagerechten Sandsteinplatten mit aufgesetzter, von Feldsteinen durchzogener Lehmmauer zwei Skelette, das eine auf einer Kalksteinplatte, das andere auf dem sauberen Pflaster eines sehr großen steinzeitlichen Vorratsgefäßes. Diese Skelettfunde sind auch anthropologisch interessant und sollen daher mit dem Grab im Pommerischen Landesmuseum rekonstruiert werden.

Wichtig bei den Funden ist die Feststellung, daß in der 3. Periode der Bronzezeit, aus der man zahlreiche Fundstücke barg, also in den Jahren 1600 bis etwa 1400 vor der Zeitwende, hier Germanen nachweisbar sind, deren Auftreten um diese Zeit bisher östlich nur bis zur Peene bekannt war. Zahlreiche germanische Fundstücke deuten auf germanische Besiedlung hin, so vor allem ein germanisches Rasiermesser mit stilisiertem Pferdekopf. Auch weist die Fundstelle für diese Zeit nicht mehr Einzelgräber, sondern einen geschlossenen Friedhof nach. Germanischen Charakter

trugen auch die 4. und 5. Periode der Bronzezeit, in denen die Leichenverbrennung aufkam.

Für die 6. Periode der Bronzezeit läßt sich ein bemerkenswertes Ereignis feststellen: das Auftauchen der Illyrer, die die Träger der Lausitzer oder auch Görlitzer Kultur waren, und von denen ein Hügelgrab mit sehr gut erhaltenen Urnen aufgefunden wurde. Man erklärt sich das Auftauchen der Illyrer damit, daß sie, als Binnenvolk, einen Zugang zum Meere erstrebten und, der Oder folgend, zur Ostsee vorrückten. Dabei haben sie sich einen Korridor bis zum Stettiner Haff geschaffen und diesen durch Burgen gesichert, von denen allein im Kreise Randow vier bekannt sind. Jedoch wurden die Lausitzer bald wieder aus Pommern vertrieben, ihre Burgen wurden zerstört.

Mit dieser Epoche schließt die Geschichte des Wartiner Gräberfeldes. Die Germanen siedelten an anderen Plätzen der Umgebung.

Noch sind die wissenschaftlichen Ergebnisse dieses Fundortes nicht zusammengestellt. Sie dürften einen wertvollen Band ergeben. Die Funde selbst aber werden in weitem Maße der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Dies sowohl im Pommerschen Landesmuseum, als auch durch den Aufbau der Gräber an Ort und Stelle.

*

Bis in die Mitte des Mai hinein ragte eine Ausstellung, die in erster Linie dem Gedächtnis des im November des vergangenen Jahres verstorbenen Malers Walther Georg Stockmann gewidmet war. Die Ausstellung, auf der nur Blätter aus dem Nachlaß des Dahingeshiedenen gezeigt wurden, hatte ein ungewöhnliches Ergebnis, da 70 Prozent der ausgestellten Arbeiten verkauft wurden.

Was Walther Georg Stockmann für Pommern bedeutete und noch bedeutet, ging aus dieser Schau noch einmal hervor. Der seit 1919 in Stettin lebende, 1893 in Brandenburg an der Havel geborene Künstler, wurde zum Deuter der pommerschen Landschaft. Hier erlebte er die Weite des Himmels über dem silbrig verdämmerten Horizont, erlebte er die sanft geschwungenen Küstenstriche, die Kliffs und sandigen Dünen, aber auch die Dinkel, das Gras, den Baum, totes und lebendiges Getier; fand in der Stille, die er notwendig um sich verbreiten mußte, auch zum Menschen, dessen Antlitz er vorwiegend in fast transparenten Miniaturbildnissen formte.

Stockmann war ein Mensch, der viel arbeitete, und sehr streng mit sich verfuhr. Er

entwickelte seinen eigenen Stil so, daß man unter hundert anderen Arbeiten sofort eine Stockmann-Arbeit herauskennt. Und dies ist wohl auch eine Folge seiner Ursprünglichkeit, daß er sehr selten die Techniken der Vielfältigung (Lithographie und Radierung), aber wenn, dann meisterlich benutzte, sondern die Handzeichnung oder das Aquarell vorzog. Bei aller materischen Begabung (er beherrschte die gebrochenen und stumpfen Töne der Schatten und Nebel des niederdeutschen Raumes mit ungewöhnlicher Malkultur), war er doch in weitem Maße Graphiker und folgte damit einem alten deutschen Wesenszug, der diese beiden Elemente in sich vereinigt. Stockmanns Stücke sind geschrieben. Er schreibt den Zug der Strandlinien, schreibt die Form der Steine, schreibt das gebrochene Auge des toten Vogels, schreibt noch das Schnurren der Rahe in ihr gesträubtes Fell.

Eine Technik der Vielfältigung hat er stets geliebt: den Holzschnitt. Hier hat er nichts von der kühlen Strich- oder Schwarzweißmanier, sondern in seinem Holzschnitt lebt das Holz noch als Zeugnis des Ur- und Nährbodens der Pflanze, die er meist zum Gegenstand wählte: die Holzmaserung bleibt sichtbar, und im Handabzug wird der Grad der Schwärze, des Verfließens der Blütenblätter und Zweige aufs feinste abgewogen. So entstanden Blätter einer einmaligen Kultur, die diese Ausstellung wieder erschloß.

Neben den Arbeiten von Stockmann sah man Werke einer Gemeinschaft Greifswalder Künstler.

*

Auf musikalischem Gebiet hat sich die Saison bis Ende Mai auf beachtlicher Höhe gehalten. In Stettin erlebte man die Städtischen Kammermusikabende mit alten und neuen Werken. Hier fand auch ein Sonderkonzert für den Würzburger Komponisten Hermann Zilcher statt, dessen Sohn in Stettin als Kapellmeister tätig ist.

Die pommerschen Theater haben erfreuliche Besucherbilanzen herausgegeben: überall war eine Steigerung der Zahlen zu verzeichnen. Das Schneidemühler Theater konnte sogar eine Sommerspielzeit ankündigen und spielt damit auch das ganze Jahr durch. In Stettin ist die Spielzeit noch nicht abgeschlossen. Hier erfreuen sich die großen Opern noch eines besonderen Zuspruchs.

Walter Reinders.

„Ostpreußenkunst 1941“

Königsberg, Anfang Juni.

Wie alle zwei Jahre, ist soeben in Königsberg die umfangreiche Übersicht gegenwärtiger „Ostpreußenkunst“ eröffnet worden, bei der sich Kunst freilich auf Malerei,

Zeichnung, Graphit und Plastik beschränkt und sowohl die Architektur wie das Wandbild und das künstlerische Handwerk, hauptsächlich aus Raumgründen, anderen Ausstellungen vorbehalten wird.

Die „Tafelmalerei“, die den Hauptteil auch der diesmaligen Schau bildet, legt sich nun nochmals eine Selbstbeschränkung auf: es überwiegen, wie fast stets, bei weitem die Landschaften. Weder das Gruppenbild noch das Porträt ist zahlreich; Ereignisbilder, Szenen aus dem täglichen Leben oder etwa den Feldzügen wird man fast vergeblich suchen. Das ist keine Beobachtung, die nur in Königsberg zu machen wäre, sondern auch anderwärts. Man wird keinen zureichenden Grund dafür finden, es sei denn in einer Vorliebe des üblichen Käufers; das Leben, das, was mit dem Pinsel dargestellt werden kann, ist reichhaltiger als es unsere Maler zu empfinden scheinen. Unsere Zeit ist bewegter, aktiver, auch unruhig tief-schürfender, entdeckungs- und wertungs-freudiger, als daß ihr Anruf durch die idyllische Gepflogenheit eines Landschaftsgenusses allein erfüllt würde. Die Wandmalerei sucht heute hinüber zur Bewältigung der Figur, der Gruppe und der Begebenheit; die Bildmalerei im Rahmen, nachdem der Expressionismus in die Ecke gestellt worden ist, hat aus der Väterzeit die Übung stillen Landschaftsmalens mit einer inselhaften Ausschließlichkeit übernommen, die verwundert.

Dabei ist man auch hier noch einseitig. Ein allgemeiner Blick in eine Landschaft wiederholt sich auf vielleicht achtzig von hundert aller Malereien. Wer denkt an die Schönheit eines einzelnen Baumes, wer malt ein Waldinneres, wer ein Stück Wiese? Es will manchmal so aussehen, als ob es ein wenig an originalem Gewicht und persönlicher Entscheidung des einzelnen Malers fehle, an der Lebendigkeit und Hartnäckigkeit, die auf Entdeckungen aus ist. Von Ostpreußen zu sprechen: Die Kurische Nehrung wird gemalt, sehr viel sogar; die so eigentümliche Landschaft der Niederung von Labiau bis Tilsit, das Ermland, auch Masuren bleiben ganz oder so ziemlich beiseite. Auf die See wagt sich keiner hinaus. In den Wald, nach Rominten, Johannisburg oder wohin, geht fast niemand mit seiner Leinwand.

Um die ostdeutsche Eigenständigkeit dessen, was nun gemalt wird? Wir wollen keine Mauern um die deutschen Gauen aufrichten; das Gemeinsame ist durchaus malenswert. Dennoch: wir ziehen einen Teil unserer Kraft auch aus unserem besonderen Boden und unserer besonderen Menschenart. Und da hat sich gerade bei manchen Jüngeren hierzulande etwas Sonderbares ergeben, vom Einfluß der Kunstakademie in Königsberg her. Das sehr bodenverwachsene in der Landschaftskunst Alfred Partikels hat wohl Frucht getragen, aber das, in seiner Person wohlfundierte, arkadisch-idyllische Element seiner Figurenmalerei und mehr noch der überlebende Einfluß Friß Burmanns haben, ohne daß beide das gewiß wollten, schulbildend für eine sonderbar weiche, etwas verblasene und verallgemeinernde Boden- und Blutfarne landschaft-

licher und landschaftlich-figürlicher Motive gewirkt. Es steht zu hoffen, daß sich das wieder auspendelt. Denn es scheint uns kein Gewächs, das im ostdeutschen Boden viel Frucht tragen könnte.

Wie allein der Krieg dem schon kräftig entgegenwirkt, zeigt ein Beispiel, das des Insterburgers Hans Laskowski auf der Ausstellung. Er hat ein großes Landschaftsbild eingesandt, eben in jener arkadischen, etwas verwachsenen Manier. Und dann zwei Motive aus seiner Dinkirchzeit von 1940: die andrängende Wirklichkeit hat sein Steuer herumgeworfen, er malt, was ist, und das ist viel mehr und viel fesseler, konkreter und fülliger als jener dünnere, abseitige Wunschtraum aus frieblicher Stunde.

Das gemeinhin geübte Landschaftsmalen hat bei vielen ein anständiges Können zuwege gebracht; wenn sie es jetzt, draußen als Soldaten, anwandten auf die neuen Eindrücke, wenn sie die Objekte interessierten, Malerei weniger Selbstzweck und leicht eingelullte Gewohnheit als illustrative Vermittlerin bisher unbekannter und erregender Tatbestände wurde, so war das erfrischend und gut. Der Raum mit den (wenn auch überwiegend noch landschaftlichen) Bildern aus dem Krieg fesselt mehr als anderes. Es will denn wenigstens ein Wind aufkommen, der aus unseren Jahren weht.

Man möge diese Bemerkungen nun nicht so deuten, als würde mit ihnen die Ruhe und bleibende Gültigkeit der ewigen Themen der Kunst verworfen, das Gleichnis der Landschaft und idealen Gestalt, und als solle die Kunst am Halfterband der Zeit atemlos vorwärts- und mitgezerrt werden. Wir wissen um den fruchtbaren und schöpferischen Abstand. Nur möge nicht stehenbleiben, nicht zahm, behaglich und genügsam werden, was unser Leben atmen soll.

Herbert Guttmann hat einen jungen Fischer gemalt, ganz real, wie wir ihm an unserer Küste begegnen können. Dann hat er eine große Komposition geschaffen, Fischer oder eine Fischersfamilie am Haß. Sie ist wohlausgewogen und von einiger Wirkung. Aber der Wille ins Große und die sinnbildliche Absicht beschwören zugleich und zugleich die Gefahr herauf, daß der farbliche Bestand flauer wird und der Wirklichkeitsgehalt sich ungebührlich verdünnt. Der Weg vom Beobachten zur Schau, vom echten Kleinen zur Monumentalität, der Weg also vom Einzelnen zum Allgemeinen müßte nicht auf Kosten der farblichen Erfülltheit und des bluthaften Gehalts begangen werden. Die heutige Malerei also hat es nicht eben leicht; bei der Bescheidung in der überkommenen, vielgeübten Gewohnheit kommt sie in die Gefahr, in einen allzu stillen Winkel zu geraten, bei der Mühe um das gewichtige Thema und um größere Form darf sie nichts erschleichen. Denn das oberste Kunstgesetz bleibt unumgänglich: dicht und wahr zu sein, voller Natur und guter Malerei in jedem Quadratdezimeter, jowie! man auch mit dem Ganzen wolle.

Der leistungsfähige Ostseehafen

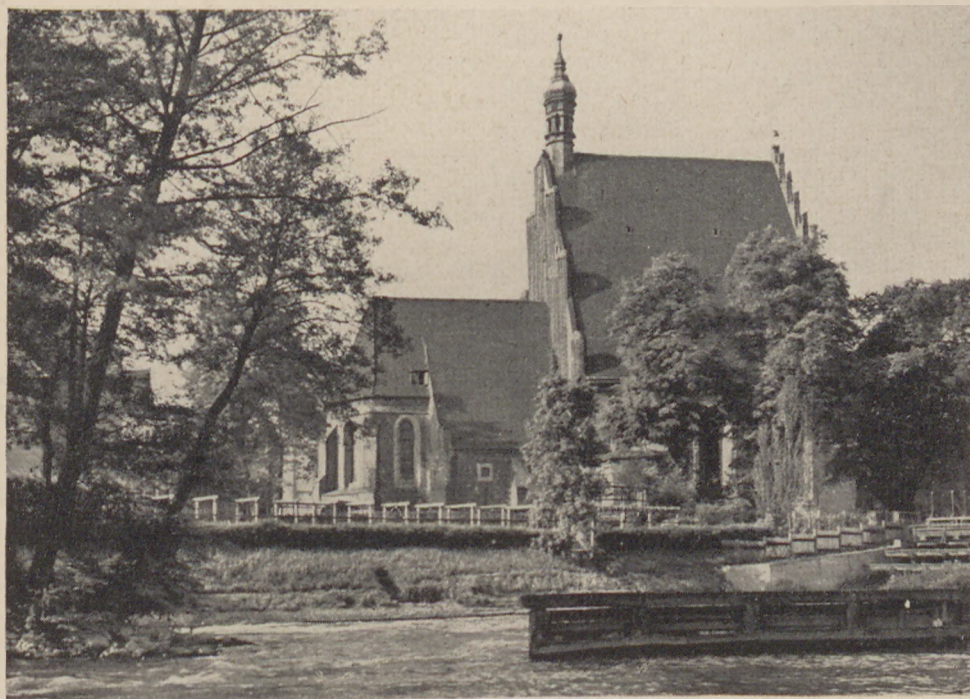
DANZIG

GOTENHAFEN



Der Großhafen für den Osten

des Großdeutschen Reiches, das Generalgouvernement, das Protektorat Böhmen und Mähren, Transit-hafen für den Westen der UdSSR, die Slowakei, Rumänien, Ungarn, Bulgarien



So schön ist Bromberg - die lebendige Fremdenstadt des Ostens

Es ist schwierig, aus einer Schau von an die 250 Werken hier einzelne Namen zu nennen. Es sei nur einiges herausgegriffen, für das man unter manchem Guten besonders danken möchte: die reine, klare Schönheit einer Mädchenhalbfigur von Hermann Brachert, die vorbildlich gute Stoffmalerei eines Doppelbildnisses von Eduard Bischoff, Bilder von einer reizvollen und geistreichen Genauigkeit von Hanns Hopp und Heinz Piers, die herrliche Bronzefigur eines Jünglings mit dem Speer von Christiane Naubereit, das schöne ma-

lerische Leuchten so vieler Partien auf Alfred Partikels sonst vielleicht problematischem Bild „Erntetag“ und ein ernsthaftes und bedeutungsvolles Selbstbildnis Hans Schmuders mit dem Maler, der sein Werk betrachtet.

Wie immer sind sowohl die Künstler vertreten, die in Ostpreußen leben, wie die hier geboren sind und jetzt anderwärts schaffen. Veranstalter der Ausstellung ist der Kunstverein Königsberg.

Eberhard Sarter

Melancholie und Schaffensdrang

Danzig, im Juni 1941.

Eines der schönsten Bücher, die über Danzig geschrieben wurden, stammt aus dem ersten Drittel des vergangenen Jahrhunderts. Die Verfasserin war eine Frau: Johanna Schopenhauer, die Mutter des pessimistischen Grüblers und großen Einsamen. Aus der Ferne des Alters erschien ihr die Heimat als ein herrlicher Garten Eden, ein schönes, goldenes Paradies... und niemand kann in diesem Buche lesen, ohne daß sich die Liebe zu der guten alten Stadt an der Weichselmündung ins Herz schleicht.

Das Buch der Johanna Schopenhauer hat jetzt ein Jahrhundert später, ein Geschwister bekommen. Ein neues Buch der Erinnerungen stellt sich an seine Seite und wiederum von einer Frau geschrieben, die wie Johanna Schopenhauer zu ihrer Zeit, in unseren Tagen eine erfolgreiche und vielgelesene Schriftstellerin ist: Margarete Boje, gleichfalls ein Danziger Kind. „Hugo Conventz und seine Heimat“ nennt es sich. Das ist ein einfacher, ein nüchterner Titel, aber der Titel ist nicht das Buch, in dem ein Mensch und eine Stadt geschildert werden. Das Schwergewicht der Vorstellung liegt auf der Zeit, in der Danzig aus der Schlaftrunkenheit der verspäteten Wiedermeiertage erwachte und mit nektischer Munterheit einen neuen Arbeitsmorgen begann. Das ging nicht ohne Verwirrung und Unordnung vor sich und manches schöne und gute Alte wurde damals im ersten jugendlichen Drang des Aufräumens für immer kurz und klein geschlagen und zum Fenster hinausgeworfen... allein man muß sich zuletzt auch mit diesen Dingen abzufinden wissen, die so menschlich sind, da doch selbst der Himmel Regen und Sonnenschein immer nur einem Teil der Menschen zur rechten Zeit schiden kann. Schließlich entstand in jenen Tagen auch vieles und nachhaltiges Gute.

Conventz entstammte einer Mennonitenfamilie. Sein Vater war ein schweigsamer, ernstster Mann; die Mutter eine tief leidenschaftliche aber in sich verschlossene Natur, die sich zuletzt selbst verzehrte in der Qual

einer schon krankhaften seelischen Vereinsamung. Einen Teil seiner Kindheit verlebte Conventz in St. Albrecht, im Haus zur roten Hand — der Name läßt an düstere Moritatenlieder denken, umschloß aber ein unaussprechliches Idyll. Hier draußen im sonnendurchfluteten Haus, auf dem blanken Hof, im beiteren Garten, auf der grünen Wäschebleiche erlebte das Kind eine Kette von Glücktagen, die ihm später nicht mehr zuteil werden sollten. „Ach, wo in aller Welt gab es später je wieder einen so klaren Herbst wie diesen von St. Albrecht, vom lichtblau zartgetönten Himmel wie von gläserner Kuppel überwölbt, unter dem die Laubwälder sich in allen Schattierungen vom hellsten Postgelb bis dunklem Purpur färbten; wo die goldenen Spillen und dunkelblau überhauchten Zwetschen, die mit solch sanftem Plums ins Gras fielen, und das Winterobst mit zweifelsfreier Gewißheit seiner Vollenbung entagegenreißte?“ Die ganze Familie empfand so. Als sie dann in die Stadt verpflanzt wurde, wählte sie im lichtlosen Hause in der Frauengasse hin, und allein Hugo Conventz blieb durch seinen Beruf, der ihn mit der Natur verband, vor dem traurigen Schicksal bewahrt, das Mutter und Schwester traf. Trotzdem hatte er schwer genug gegen den Geist der Melancholie zu kämpfen. Noch als Mann tappte er lange wie mit verbundenen Augen umher, ehe er ein neues Lebensziel fand, das ihn zwar nicht beglückte, denn dazu war es, nach allem was er erlebt hatte, zu spät, das ihn aber mit Leidenschaft erfüllte, das den Schweigsamen beredte, den in sich Verschlissenen mitteilbar machte... nämlich die Arbeit für die Naturdenkmalspflege, deren geistigen Vater er sich nennen durfte. In seinen Schülertagen hatte der Kunstprofessor Schulz jenen denkwürdigen Kampf um die Erhaltung der alten Danziger Bauten gekämpft, Conventz führte diesen Kampf auf einer anderen Ebene fort. Aber nicht das Beispiel des Kunstprofessors war in ihm fruchtbar geworden. Er hatte den ersten Schatten dieses Gedankens in Schweden erblickt, wohin er, von Schwermut he-

Gotenhafen

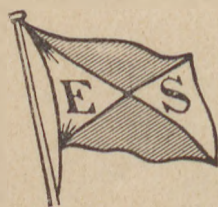
die aufstrebende Stadt mit günstigen
Entwicklungsmöglichkeiten für Handel, Handwerk und Industrie
Auskunft: Verkehrs- und Werbeamt der Stadt Gotenhafen



AUG. WOLFF & CO.

Schiffsmakler
Spediteure, Lagerhäuser, Kohlenumschlag
Bunkerkohlen

Danzig, An der neuen Mottlau Nr. 5
Telefon 231 41



Telegr.-Adresse.
SIEGCO DANZIG
Fernsprecher
Nr. 23066, 23081

ERNST SIEG

(vorm. Sieg & Co. G. m. b. H.)

DANZIG und GOTENHAFEN

Schlepp-, Bergungs- und Leichterreederei - Kohलगroßhandlung
und Kohlenumschlag - Bunkerkohlen - Frischwasser

Hauptkontor: DANZIG, Langer Markt 20 - Hafenkantor: NEU-
FAHRWASSER, Ruf 35202 - GOTENHAFEN, Dän. Kal, Ruf 1908

lastet, gereist war und sich in einsamen Wanderungen durch die jungfräuliche Natur das Gleichgewicht der Seele wieder verschaffte.

„Der Frühling kam und eine heiße Unruhe trieb Hugo Convens, diesmal alle Reisen in die Provinz selbst auszuführen. Da kam er dann auch oft in die Versuchung, sich die Augen zu reiben und zu fragen, ob er denn träume. Vielleicht hatte Schweden ihm erst den Blick geschärft für das Bild einer natürlichen Landschaft. Rußland war ihm zu groß und unübersichtlich gewesen, England hatte ihm zu sehr den Eindruck einer gepflegten Parklandschaft hinterlassen, als daß er Westpreußen damit überhaupt vergleichen mögen. Schweden aber — ach, sein Reiz bestand doch vor allem in der Ursprünglichkeit seiner ländlichen Natur. Freilich: Felsboden schützt sich selbst. Westpreußen aber kennt den Stein nur als Moränenschutt der Gletscher, die während der Eiszeit sein Land überlagerten. So war diese Provinz dem Menschenwillen als verführerisches Werkzeug ausgeliefert. — Der Trieb nach stärkster Nutzung, ja Ausnutzung des Bodens dränge das natürliche Verhältnis des Menschen zur Natur immer mehr in den Hintergrund. Der Land- und Forstwirt nannte dies Vorgehen eine Bereicherung — der Naturfreund, der Forscher, der Wissenschaftler konnte darin nur eine Verarmung, ja, den allmählich sich vorbereitenden Untergang des menschlichen Lebens sehen.“ Diese Zerstörung war nur durch den Menschen selbst aufzuhalten, durch weise Selbstbe-

schränkung — und dieser Gedanke war die Predigt Hugo Convens', das war seine Aufgabe, sein Schaffen.

Im Weltkrieg begegnete er in Naheim der Schwedin Greta Ekelöf, der Bibliothekarin an der Reichsuniversität. Eigentlich war er schon ein alter Mann, aber er fand doch ein unerhofftes, kurzes Glück. Drei Jahre währte die Ehe. Convens starb 1922. Die Frau bewahrte sein Andenken wie ein Heiligtum, ihr allein hatte er sein verschlossenes Herz geöffnet. Sie war es denn auch, die nach Jahren unablässigen Werbens Margarete Boje dazu vermochte dieses Buch der Erinnerungen zu schreiben.

Das Buch ist nicht allein als Biographie wertvoll. Es ist auch reich durch eine Reihe der schönsten Stimmungsbilder aus Danzig und der westpreußischen Landschaft. Schließlich aber gibt es einen wichtigen Beitrag zur Menschenkunde unserer Heimat. Diese Schwermut, dies freudlose sich Abmühen, dieses ermüdende im Kreise laufen, diese seelische Verslossenheit sind nicht nur Kennzeichen eines bestimmten Individuums, sie scheinen das Erbteil vieler geistiger Menschen zu sein, die unter diesem Himmelstrich geboren wurden. Und so mag dem Leser manches merkwürdige und rätselhafte, das ihm bei der Betrachtung der Kulturgeschichte Danzigs und Westpreußens immer schon auffiel, deutlicher und verständlicher werden.

Das Buch Margarete Bojes erschien bei J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Lothar P. M a n h o l d.

Gegründet 1905

Telegramme: Kristandf

Kristandt & Co.

Inh. Walter Kristandt

Schiffsmakler

Befrachtungen - Seehafenspedition

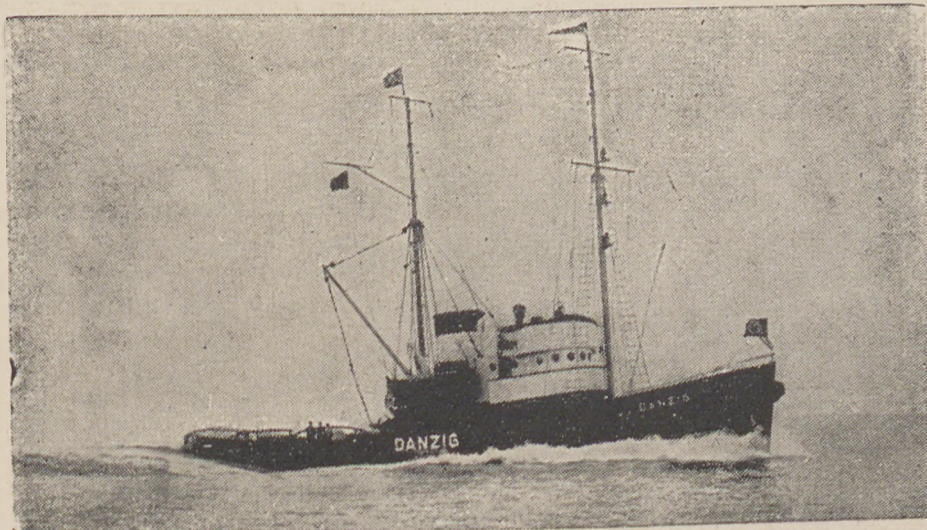
Umschlag

Gotenhafen

Pillauer Straße Nr. 3
Fernruf 28 92

Danzig

Langer Markt Nr. 11
Fernruf 271 41



BUGSIER-

REEDEREI- UND BERGUNGS-GMBH. — DANZIG, LANGER MARKT 38

SCHLEPPSCHIFFFAHRT, BERGUNGEN

Schlepper aller Größen · Tag- und Nachtdienst
Telefon: 35297, 24491, 24497 — Telegramm-Adresse: „Bugsier“



BEHNKE & SIEG, DANZIG

Reeder, Schiffsmakler

Befrachtungs- und Bunkeragenten

TELEGRAMME: „BEHNSIEG“

Hauptkontor:

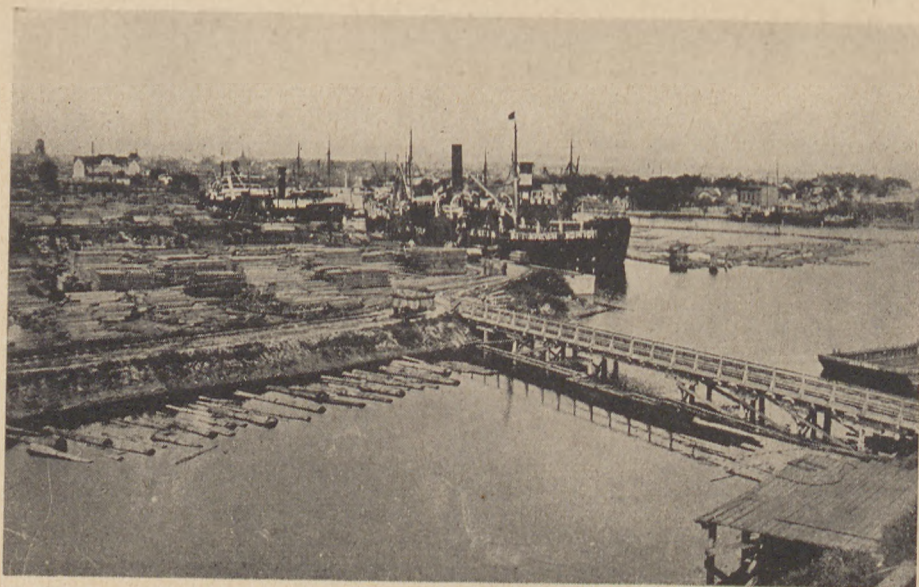
DANZIG, Langer Markt 20
Telefon Sammel-Nr. 23541

Hafenkontor:

NEUFAHRWASSER
Telefon Nr. 35341/42

Hafenkontor:

GOTENHAFEN
Telefon Nr. 1908



BERGFORD

HOLZ-SPEditionS- UND LAGER-BETRIEBE

Inhaber Wilhelm Johannes

HOLZ-IMPORT, HOBELWERK

Danzig, Weißhöfer Außendeich 5

Walter Kroll, Danzig

Büro: Hansaplatz Nr. 14, Fernsprecher
22509 und 22609

Lager: Strohdeich, Nehrunger Weg 11-13
Fernsprecher 23835

Telegr.-Adresse:
22509 Kroll, Danzig

HOLZ Groß-Ein und Ausfuhr-Handel
.....
Rammpfähle, Rund- und Schnittholz

HANS SCHACHT & CO.

Holzgroßhandlung

DANZIG

Johannes Marquardt Nachf.

Lackfabrik

DANZIG

Ruf: Sammelnummer 22351

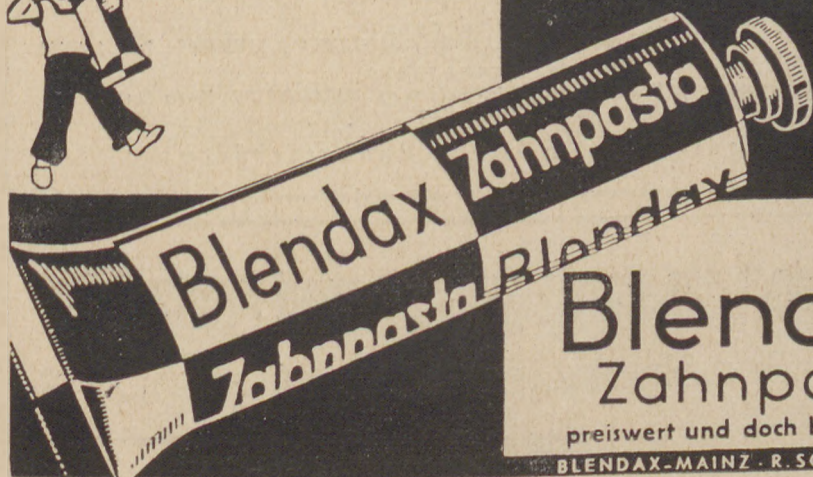
Gegr. 1893



Rilo-Lacke



25 Pf. und 45 Pf.



Blendax Zahnpasta

preiswert und doch beste Qualität

BLENDAX-MAINZ · R. SCHNEIDER & CO

HERBERT BORKOWSKI

DANZIG

Drogen- und Chemikalien-
Großhandlung



BRABANK 4

Chem.-pharmazeutische
Präparate

BANK DER DEUTSCHEN ARBEIT A. G.

Niederlassung Danzig, Langer Markt 9—10, Fernruf Nr. 280 41 / Telegramm-Adresse: Arbeitsbank

Durchführung aller bankmäßigen Geschäfte

Annahme von Spargeldern

Gefolgschaftssparen

Hauptsitz: Berlin C 2, Wallstraße 61—65, Märkisches Ufer 26—34

Niederlassungen in allen Teilen Großdeutschlands

OSTDEUTSCHE PRIVATBANK A. G.

(vorm. Danziger Privat-Actien-Bank)

Danzig, Langgasse 32-34

Telegramm-Adresse: Privatbank / Fernruf Nr. 254 41 und 280 87

Gegründet 1856

Niederlassungen:

POSEN / BROMBERG / THORN / GRAUDENZ / PR.-STARGARD / GOTENHAFEN / LAUENBURG i. Pom. / STOLP

Depositenkassen:

DANZIG, Stadtgraben 12 / LANGFUHR, Adolf-Hitler-Straße 80 / NEUFAHRWASSER, Olivaer Straße 8
ZOPPOT, Am Markt

Erledigung sämtlicher Bankgeschäfte

Holzexport und Handelsgesellschaft Paetz & Co.

Holz-Großhandel, Export u. Import

DANZIG

Hopfengasse Nr. 33

Telegramm-Adresse: Holpa

Telefon Nr. 25008



DAOL-LACKE

sind gut und zuverlässig und
daher in jeder Fabrik unentbehrlich

DAOL-

Gesellschaft für Lack- u. Farbenfabrikation mbH.
DANZIG-OLIVA

Wilhelm Kaeseberg

Danzig

Kontor: Hopfen-
gasse Nr. 93



Fernsprecher
24119 u. 28060

Gegründet 1857

Otto Gross & Co.

Danzig, Hundegasse 91-92

Telefon Nr. 23941 / Telegramm-Adr.: Barbara

Einfuhr von Kaffee, Tee, Gewürzen und anderen Kolonialwaren
sowie Konserven, Fruchtpulpen, Fruchtsäften usw.

Selbiger & Hirschberg

Inhaber Otto Burtowski

Kolonialwaren-Import

Hopfengasse 26/27

Danzig

Telefon Nr. 21197

Karl Rieck

KOLONIALWAREN-IMPORT

Danzig

OBST- UND GEMÜSE-

Telegramm-Adresse
„FRUCHTLUCKS“



Telefon: 232 32 und 232 09
Nach Büroschl. Lucks 232 09

Ernst Lucks
DANZIG

Albert Diener

Kolonialwaren-Import und -Export

DANZIG

Carl Voigt

Kolonialwaren-Großhandlung

DANZIG

Fischmarkt Nr. 37/39

GÖTZEN

ORIGINAL DANZIGER LIKÖRE

*Kurfürstlicher Magen
Danziger Goldwasser
Danziger Bowke*



Jullus von Götzten, Fabrik Original Danziger Liköre, Danzig

Gerhard Eggebrecht

Danzig, Hopfengasse 26-27

Import — Kolonialwaren

Einfuhr-großhandel - Drogen - Chemikalien - Harz - Terpentinöl -
Wachs - Gummi - Tran - Firnis - Lackrohstoffe

Einkaufsgenossenschaft der Kolonialwarenhändler

e. G. m. b. H.

DANZIG



Milchkannengasse 12

Kolonialwaren- und Lebensmittel-Großhandel

Herbert Farnell

Import-Export von Südfrüchten, Obst, Gemüse

DANZIG, LANGER MARKT 38

Telegramm-Adresse: „Fruchtimport“ - Telefon: 22673 und 22674

Gebr. Krasemann, Danzig

Briefanschrift: Langer Markt 12/13 - Drahtanschrift: Krasema

Ruf: 23218, 23618

Bahnanschrift: Danzig-Leeiges Tor

Einfuhr und Waggonbezug von frischem Obst, Gemüse, Südfrüchten

Edmünd Büsse & Co.

DANZIG

Textil-Großhandel und Vertretungen

Büro: Jopengasse 67, Fernspr. 26218

Bekleidungsfabrik Paul Scheel H.-G.

DANZIG

Holzmarkt 25/26

**Herstellung von Herren-, Burschen- und Kinder-
bekleidung, Arbeiter- und Berufskleidung**

Kurt Feast

TEXTILWAREN-GROSSHANDLUNG
AUSRÜSTUNG

DANZIG

GROSSE WOLLWEBERGASSE 9-10

Telegramm-Adresse: „Textilfrost“ / Telefon 23937

Dietrich Dickson

Berufsbekleidungs- u. Schürzenfabrikation
Textilwarengroßhandel

DANZIG

Heilige-Geist-Gasse 87/89, Telefon 273 90, 273 91

Generalgouvernement: Warschau, Lowicz, Grojec



Sülzner & Fleischer

GROSSHANDEL IN GARNEN, KURZ- U. MODEWAREN,
STRUMPFEN, WIRK- U. STRICKWAREN, HANDSCHUHEN,
WOLL- U. BAUMWOLLSTOFFEN, BERUFSBEKLEIDUNG

Danzig

Böttchergasse 24/27, Telefon 27251, 22881, 25211, 25027
Postfach 81

Karl-A. Schülke

Textilververtretungen - Großhandel

DANZIG

Große Gerbergasse 5, Telefon 23861

Herbert Horn

TEXTILHANDELSVERTRETUNGEN

DANZIG

Jopengasse 25/26, Telefon 28276



Danziger Textil-Manufaktur

G. m. b. H.

DANZIG-OLIVA

Woll- u. Baumwollweberei, Spinnerei,
Appretur, Färberei, Bleichererei

Zoppoter Waldoper

Reichswichtige Festspielstätte

Richard-Wagner-Festspiele 1941

Gesamtleitung:

Generalintendant Hermann Merz

Mitwirkende: Erste Dirigenten und
erste Wagner-Sänger Deutschlands

Orchester: 135 Musiker, darunter
erste Solisten von großen Staats-
theatern

Chor: 500 Personen

Aufführungen:

Mittwoch, den 23. Juli	.....	„Tannhäuser“
Mittwoch, den 30. Juli	.....	„Der fliegende Holländer“
Freitag, den 1. August	.....	„Der fliegende Holländer“
Sonntag, den 3. August	.....	„Der fliegende Holländer“
Sonntag, den 10. August	.....	„Die Meistersinger von Nürnberg“
Mittwoch, den 13. August	.....	„Die Meistersinger von Nürnberg“
Sonntag, den 17. August	.....	„Die Meistersinger von Nürnberg“

Preise der Plätze von RM. 3,— bis RM. 15,50

Der Zuschauerraum faßt 10000 Personen

Auskunft: Im Büro der Zoppoter Waldoper in Zoppot / Vorverkauf:
In den Verkaufsstellen vieler Städte des Ostens und in den MER-Reisebüros

ZOPPOT das bekannte Ostseebad

der ideale Kur- und Erholungsaufenthalt — Geschützte Lage
Mildes Klima — Gepflegte Parks — Herrliche Wälder

Große sportliche und gesellschaftliche Veranstaltungen

Täglich Konzerte — Sinfonie- und Solistenkonzerte

In der Spielbank täglich Roulette—Baccara—Boule

Roulette

Spielzeit durchgehend von 11-24 Uhr

Minimum RM. 2,— Maximum RM. 2400,—

Neuzeitliches Warmbad

Ganzjährig geöffnet — Alle Arten medizinischer Bäder — Inhalatorium
Moor-Voll- und- Teilbäder aus eigenen Lagern

Auskünfte: Kurverwaltung der Stadt Ostseebad Zoppot